

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussen

**Preußischer**

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

**Landbote**

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 05

(28.11.2007 - 09.09.2008)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,  
e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross  
gesetzt in Garamond 9Pt,  
2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*



## „Adressat unbekannt“

– ein Briefroman aus dem Jahre 1938

von Frau Kressmann Taylor

B. St. Fjollfross

Einer schlug zurück! Einer hat sich gewehrt. Einer hat sich nicht abgefunden. Max Eisenstein hieß er und Jude war er. In San Francisco betrieb er eine ausgezeichnete Kunst-Galerie mit seinem Freund Martin Schulse. Aus welchem Grunde dieser Geschäftspartner die Galerie aufgab und die U. S. A. verließ, erfahren wir nicht. Nur, daß er 1932 nach Deutschland zurückkehrte, nach München genauer gesagt. In der Zeit, da das Reich noch bis zum Hals im Dreck stak und an den Reparationen des Ersten Weltkrieges zu ersticken drohte, kehrte Martin Schulse als liberaler und feinsinniger Mann nach Deutschland zurück. Er kaufte das Schloß Rantzenburg. Dreißig Zimmer und ein vier Hektar großer Park. Als Schulse einzieht, ist er noch unversehrt von den Ideen, die kurze Zeit später wie ein bössartiger Virus das Reich und eine Vielzahl seiner Bewohner befallen. Er beobachtet, ist etwas distanziert. Wer dieser Herr Hitler ist... Nun ja, wer kann das wissen. Warten wir's mal ab.

Noch heißt es in den Briefen, die kreuz und quer über den Atlantik gehen: „Max mein treuer alter Gefährte“ und „Mein lieber Martin“. Doch bald wird der Ton frostiger. Martin, der Arier, zieht sich zurück, beginnt von der großen Zukunft des Reiches zu träumen, nimmt eine distinguierte Stellung in der nationalsozialistischen Verwaltung an, positioniert sich in der gehobenen Gesellschaft des braunen Staates. Nein, er meint den Juden Max, seinen alten Gefährten, Freund und Geschäftspartner nicht persönlich, aber die jüdische Rasse – igit! Eine Schande ist diese Rasse für jede Gesellschaft, die Juden beherbergt – so deklamiert er das dümmliche Gesülze der braunen Pest. Erklärt Max gar, warum die Juden immer wieder Ziel von Pogromen werden, diese saft- und kraftlose Rasse, die sich nie wehrt.

Eine hat sich auch nicht gegen diesen Schweinehund gewehrt, hat ihn gar mal geliebt, hat sich ihm hingegeben. Das war Griselle, Maxens kleine Schwester, durch und durch Jüdin, Schauspielerin in Wien. Max fürchtet um sie, impulsiv wie das Mädchen nun mal ist. Er beschwört sie, sich aus der Gefahrenzone zu retten solange es noch Zeit ist. Doch sie hört nicht. Martin soll der ehemaligen Geliebten beistehen. Er ist doch jetzt in Deutschland, hat Geld, Macht und Einfluß. „Martin, um Himmels willen...!“

Bis ein Brief an Griselle mit dem Vermerk „Adressat unbekannt“ zurückkommt. Martin liefert in kaltem Ton die Erklärung: Ja, Griselle wäre in der Reichshauptstadt aufgetreten, hätte in törichtem Stolz gegen das sie als Jüdin ausbuende Publikum gerade mit ihrem Judentum aufgetrumpft, hätte flüchten müssen und – ja – sie hätte sich zu ihm, Martin, geflüchtet. In seinen Park, vor seine Tür. Die SA auf den Fersen. Was hätte er, Martin, denn tun können? Die Familie, die Karriere, so was kann man doch nicht aufs Spiel setzen. Na ja, die SA hat sie halt erschlagen und Martin am nächsten Tage ihre Beerdigung besorgt. Und übrigens, Max möge doch jetzt die Korrespondenz einstellen. Die Gestapo liest mit, fordert Martin gar aufs Amt. Zu sehen bekommt er die Briefe gar nicht, muß sich aber für sie rechtfertigen. So geht das nicht. Das gefährdet seine Stellung, sein Fortkommen, seine Familie.

Und Max, Jude, hältst du still, akzeptierst du? Findest du dich ab mit dem Tod der geliebten Schwester? Bist du saft- und kraftlos, wie Martin es deinen Leuten vorhält?

Max schreibt weiterhin Briefe. Aber jetzt haben sie einen anderen Ton, einen anderen Tenor. Ganz freundlich sind sie, ganz nett und liebenswürdig, „Lieber Martin“, und: „...sei von uns allen ganz lieb begrüßt...“, und was er schreibt, das läßt einem das Blut in den Adern gefrieren. Keine Beschimpfungen, keine Vorwürfe, nichts dergleichen. Er schreibt sich nicht den Schmerz von der Seele, klagt nicht an. Ein paar nette Grüße, ein paar sublimen Belanglosigkeiten, die sich aneinandergereiht lesen wie codierte Anweisungen für Operationen einer jüdischen Widerstandszelle. „Wir schließen Dich in unsere Gebete ein, lieber Martin.“

Und der? Was macht unser Arier? Wie reagiert er? Der knallharte Übermensch wird weich, winselt, jammert, bittelt, beschwört die alte Freundschaft. „Max!, um Himmels Willen hör doch auf! Die Gestapo, die Konzentrationslager, das Erschießungskommando, meine Familie...!“ Maxl schreibt ungerührt weiter. Ein, zwei Briefe noch, dann – Volltreffer: Der letzte vom 3. März 1934 kommt zurück, „Adressat unbekannt“. Heil Hitler, Martin! Um vier Monate hatte der Schurke den Verrat überlebt, dann wurde er selbst das Opfer des mörderischen Systems, das er so lautstark bejubelte. Der Jude hatte zurückgeschlagen, hat sich gewehrt, mit Worten nur – geformt von seinem Verstand, dem einzigen Rohstoff, über den das geschundene Judentum seit Jahrhunderten in beinahe unbeschränktem Maße verfügen durfte: Verstand. Die Briefe, diktiert von diesem überragenden, messerscharfen Grips, wurden zur tödlichen Waffe für die Henker.

Man sagt, des Jahrtausendgenies und Juden Einsteins Relativitätstheorie hätte nur wenige Seiten umfaßt; der „Dr. med. Hiob Prätorius“ des Curd Goetz ist auch nicht viel dicker. Es gibt anscheinend große Geister, die unendlich viel in wenige Worte zu verpacken vermögen, die ein ganzes Universum in wenige Pinselstriche bannen. Wie die alten japanischen Maler und Haiku-Dichter. Frau Kressmann Taylor muß man dieser Riege der Erwählten wohl zurechnen. Man hat vorher nichts und nachher nicht mehr viel von ihr gehört. Eine Eintagsfliege? Mitnichten: eher eine literarische Supernova, an deren Aufleuchten man sich noch lange, lange erinnern wird.

## Brandenburger feiern ihren Propheten

Michael L. Hübner

Am Pfingstmontag, dem 12. Mai lud das Brandenburger Theater zum diesjährigen Muttertagskonzert ein. Eingehende und bekannte Weisen aus der Welt der Operette wurden vor einem randvollen Hause dargeboten. Die zur Verfügung stehenden 464 Plätze waren restlos ausverkauft. Das Salonorchester des ehemaligen Metropoltheaters zu Berlin unter Leitung von Torsten Scholz spielte sich beinahe zweieinhalb Stunden lang in die Herzen der Theatergäste. Mit ihrer Geige und der ihr eigenen, lebhaften Grazie bereicherte die gute Seele der Muttertagskonzerte, Frau Eva Sänger aus Brandenburg an der Havel, den Klangkörper.

Ingrid Krauß (Sopran) und Reinhard Ginzel (Tenor) verwöhnten ihr überwiegend der zweiten Lebenshälfte entstammenden Publikum mit geschulten Stimmen. Harmonisch gut auf einander abgestimmt, boten beide eine Vorstellung, die von den Gästen des Theaters mit lebhaftem Beifall honoriert wurde. Frau Krauß, die selbst noch in hohen Tonlagen sehr präsent war, stand ihrem sehr eleganten Gesangspartner durchaus in nichts nach. Den Höhepunkt des Abends aber bildete mit Sicherheit die Moderation durch den ehemaligen Generalintendanten des Brandenburger Theaters, Ekkehard Prophet. Das Publikum demonstrierte mit stetem Beifall vor und nach jedem Auftritt Prophets seine ungebrochene Verbundenheit

mit seinem einstigen Theaterchef. Vierzehn Jahre sind vergangen, seit Prophet das Amt des Intendanten nicht mehr ausübt, seit neun Jahren ist er nicht mehr als Schauspieler am Hause im Theaterpark tätig – dennoch, diejenigen Bürger dieser Stadt, denen Kultur ein Herzensanliegen ist, haben diesen ausgezeichneten Theatermann nicht vergessen. 56-mal sang er selbst den Milchmann Tewje aus „Anatevka“ – anlässlich des Muttertagskonzertes gab er noch einmal das weltberühmte „Wenn ich einmal reich wär...“. Der Alt-Intendant rezitierte Tucholsky und Brecht mit Verve und Souveränität und zu Herzen gehender Interpretation.

„Vollendet“ ist ein großes Wort – hier aber trifft es ins Schwarze. Erstmals stand Ekkehard Prophet auf der Bühne des neuen Theaterbaus in der Grabenstraße, welcher maßgeblich auch auf das Wirken seines damaligen Chefs hin entstand. Hier zeigte er, dass die Intendanz das Spektrum seines Könnens nicht umschließt – hier offenbarte sich ein Vollblutchauspieler, ein Großer der Zunft. Der anhaltende Applaus unterstrich die immer noch festen Bande zwischen Ekkehard Prophet und seinem Publikum unüberhörbar.

In diesem Zusammenhang ließen sich in der Pause viele Stimmen vernehmen, welche die Abwesenheit von Vertretern der gegenwärtigen Intendanz beklagten und zum Ausdruck brachten, wie sehr man eine so ehrenvolle Geste zu schätzen gewusst hätte. Es war eine Freude, Ekkehard Prophet kommen zu sehen. Mit Wehmut wurde er verabschiedet. Das ihm aus der ersten Reihe zugerufene „Kommen Sie recht bald wieder!“, repräsentierte mit Sicherheit nicht nur die Ansicht eines einzelnen Herren.

Die anhaltend positive Resonanz auf die seit nunmehr acht Jahren etablierten Muttertagskonzerte lässt auf eine verlässliche Fortführung des so erfolgreichen Formates hoffen.

---

## Der Bierkrieg

von Herrn Tom Wolf

K. K. Bajun

Er ist ein Phänomen – dieser Tom Wolf! Er ist ein Phänomen! Im Frühjahr 2008 legt er seinen zweiten Hansekrimi vor, der souverän die leichten Schwächen des ersten, des Goslarer, bravourös hinwegbügelt. Jetzt begegnen wir einer verquickten, wenngleich absolut in sich geschlossenen Handlung, ausgefeilten Charakteren, durchdachten Beziehungsgeflechten und – der ungeheuer gründlichen Wolf'schen Recherche. Es gibt ein reales Mittelalter und es gibt ein Wolf'sches Mittelalter. Letzteres ist das Authentischere. Mit Sicherheit.

Herr Wolf schickt seine Leser in die turbulenten Zeiten der späten, der ersterbenden Hanse, in die siebziger und achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts. Die alte Doppel- und Hansestadt Soltwedel (Salzwedel) hat der Autor zum Schauplatz seines jüngsten Krimis erkoren. Soltwedel – diesjähriger Austragungsort des modernen HanseTags – sollte sich freuen! Tom Wolf hat diese altmärkische Handels- und Braumetropole beschrieben! Daß das Echo auf eine jüngst stattgefundene Lesung des brillanten Schreibers von Seiten der lokalen Presse verhalten ausfiel, sagt weniger etwas über die Qualität von Autor und Werk, sondern mehr darüber, in welchem Umfange der merkantile, weltläufige und gewandte Geist die altmärkische Doppelstadt verlassen und einem von seinen Äckern und Wiesen und den Wassern der Jeetze eingeschlossenen Ackerbürgertum Platz gemacht hat. Diese

biederer Bürger würden wohl nicht einmal Hemingway erkennen, wenn er das Leben ihrer rührigen Ahnen thematisiert hätte, der Ahnen, denen die Soltwedelschen doch ihren imposanten mittelalterlichen Stadtkern zu danken haben und die im Aufbruch des Frühkapitalismus sogar einst den ewig in Finanznöten steckenden Feudalherren um den Preis des eigenen Lebens den Kampf ansagten – unter anderem im sogenannten Bierkrieg nämlich von 1488.

Wenden wir uns also diesen Ahnen zu: Kaufleute, Brauherren, Buchdrucker, die begierig die schwarze Kunst des Johannes Gensfleisch zum Gutenberg aufnahmen, Mittelständler – allesamt bevölkern die Szenerie des Wolfschen Krimis. Ganz exponiert zeichnet Herr Wolf die Konkurrenz zwischen dem fiktiven, führenden Brauhaus Soltmann und den Brüdern Merin nach, die dem alten Kristof Soltmann verbissen den Rang abzujagen trachten. Eine schöne Bürgerstochter steht zwischen den Sprössen der reichen Kaufherren. Ein verlorener Sohn, der an der Fallsucht leidet und ein Jünger des großen Francois Villon ist, mengt sich ins Geschehen. Ihn strecken die epileptischen Nervenblitze alleweil danieder, den Senior und Übervater hingegen ein himmlischer Blitz eines irdischen Gewitters. Da haben wir unseren für einen Krimi unvermeidlichen Toten; immerhin der führende Bierbrauer weit und breit! Das ist Grund genug, die führenden Bierkonsumenten des „Soltmann-Bieres“ auf den Plan zu rufen: den Bischof zu Verden an der Aller und den märkischen Kurfürsten Johann Cicero, als nämlich zwölf Jahre nach dem Tod des alten Bierbrauers ein anonymes Femebrief den zweiten Sohn und Erben des Alten, Niklas Soltmann, der Schuld am Tode des Vaters zeilt.

Das ist die Kulisse, vor der Herr Wolf seine gewohnt farbenprächtigen und literarisch ausgefeilten Kunstwerke malt – ja Sie lesen richtig – der Mann malt mit Worten. Er malt dem Stil der Renaissance entsprechend bombastisch und filigran zugleich. Er malt Landschaften mit ungeheurer Kenntnis und Detailversessenheit, er malt Lebenswelten, er seziert die Seelen seiner Protagonisten mit derselben wissenden und professionellen Akribie und Neugier, wie einst der Doktor Nicolaes Tulp seinen Adriaan Adriaanszoon.

Und erfuhr man so ganz beiläufig bei der Lektüre des Goslarer Hansekrimis „Die Bestie im Turm“ schon alles über den mittelalterlichen Bergbau, so lernt der Leser im „Bierkrieg“ die Kunst des Brauens kennen, lernt, wie sich deutsche Stadtregierungen bereits vor einem halben Jahrtausend diskriminierend mit ihren dreihundert Jahre zuvor endgültig besieigten wendischen Nachbarn befaßten, lernt etwas über Hünengräber und Dolmen und die Geheimschrift des Theologen Trithemius.

Das zählt zum Besonderen, zum Wertvollen der Wolfschen Krimis, welches diese Werke aus der schier unendlichen Masse der historisierenden Dutzendliteratur heraushebt, die sich mit dem Thema Mittelalter befaßt: Man liest nicht nur, man bildet sich nebenbei. Während in 99% der auf dem Markt kursierenden Mittelalterromane und -krimis nur die Gegenwart in mediävalem Phantasiegewänder gekleidet wird, versteht es Herr Wolf, diese Tendenz in vertretbarem Maße zu unterdrücken. Warum nicht vollständig? Nun, die Denkart, die Lebenswelt und die Reflexion der Umgebung durch unsere Ahnen war von der heutigen so grundverschieden, daß die meisten Zeitgenossen unserer Tage ein konsequent in der alten Manier geschriebenes Buch nicht mehr verstehen würden. Die Probe aufs Exempel läßt sich leicht bewerkstelligen: Die großen Bibliotheken halten Ausgaben beispielsweise des „Willehalm“ oder von „Aucassin und Nicolette“ vor, die unbearbeitet dem Publikum dargeboten, wohl nur einigen wenigen mit der Materie Befäßen zur echten Freude reichen würden. Nein, natürlich will der moderne Leser Anknüpfungspunkte aus seinem Erlebenshorizont

wiederfinden, er will sich mit den Romanfiguren identifizieren oder sich von ihnen distanzieren können. Doch diese Brücke zu den Altvorderen will mit Bedacht geschlagen sein. Sonst wird's Kitsch und Schund. Herr Wolf aber ist so ein bedächtiger Pontifex, was mitnichten im Widerspruch steht zu seiner quirligen und lebhaften Erzählweise.

Fesselnd spinnt er sein Garn, man schämt sich dem so hart für seine Bücher arbeitenden Autor in die Augen zu sehen, da man diese doch in zwei, drei Tagen auffrißt wie eine zwölfjährige Range ihren BigMac bei McDonalds. Wir aber wollen den genialen Tom Wolf trösten: Ein Attribut eines wirklich guten Buches ist, daß man es wieder und immer wieder zur Hand nehmen kann und sich beim neuerlichen Lesen immer neue, glitzernde und schimmernde Details offenbaren. Wenige Krimis dienen diesem Anspruch so wie die des Homburgers Wolf – der Wolf'sche Kosmos scheint unerschöpflich. Tief ist der Born des Wissens und der Phantasie, aus dem dieser Meister der deutschen Sprache schöpft. Zur Freude seiner angestammten Leserschaft dürfen wir noch in Erwartung vieler weiterer Proben aus dem Schatz dieses ungewöhnlichen Autors schwelgen.

Für die Lektüre des „Bierkriegs“ aber empfehlen wir unseren Lesern, ein Krüglein des guten Altmärkischen neben das Leseputz zu stellen und recht herzlich von diesem Gebrauch zu machen. Es kann auch das von Herrn Wolf unterschwellig gescholtene Einbeck'sche, das Ur-Bock nämlich, sein oder ein Ducksteiner oder einfach nur ein gutes, einheimisches märkisches Pilsner. Egal. Hauptsache es ist so würzig, so süffig, so durstlöschend wie der „Bierkrieg“ des Tom Wolf! Prost, Herr Wolf! Prost, liebe Leser!

## Der Katzenstern

von Jörg Ritter

K. K. Bajun

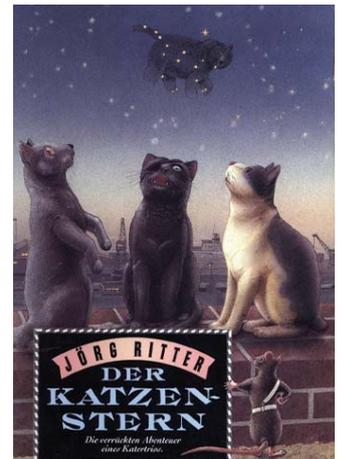
Viele Naturvölker, so die Indianer Nordamerikas und einige Stämme der Australneger, pflegen ihren Gemeinschaften sowohl als auch den einzelnen Mitgliedern ihrer Gruppen sogenannte Totems zuzuordnen, Schutzgeister und -seelen – häufig der diesen Völkern bekannten Fauna entliehen. Des Landboten Totem-Tier ist die Katze; die präsidierende Göttin, die Dame Basht oder Bastet aus Bubastis in Unterägypten, eine ägyptische Mau.

Daraus erwächst uns geradezu die Verpflichtung, uns endlich auch einmal der Literatur zuzuwenden, die sich mit unseren geliebten Katzen befaßt. Ein Griff ins Regal der Bibliothek des Landboten und – da haben wir's auch schon: Ein bezauberndes Büchlein des Mecklenburger Journalisten Jörg Ritter, welches der Fischer Taschenbuch Verlag im Jahre 1994 als Lizenzausgabe von Nymphenburger herausbrachte.

Der Einlegezettel des Büchleins sagt uns, daß „Der Katzenstern“ seit 1994 bereits fünfmal in unserem Hause gelesen wurde – das bedeutet rein statistisch gesehen: alle drei Jahre. Schon dieser Umstand rechtfertigt die Aufmerksamkeit, die wir heute den „verrückten Abenteuern eines Katertrios“, wie es im Untertitel heißt, zuwenden wollen.

Was seinerzeit bar jeden Zweifels den Kauf des 224 Seiten starken Buches geradezu erzwingt ist die Titelillustration von Werner Ring. Allein dieses Umschlagbild hätte ausgereicht, um aus dem Inhalt eine Nebensache zu machen. Traurigerweise ist diese Ausgabe nicht mehr auf dem Markte zu haben. Antiquarisch vielleicht, wenn man großes Glück hat. Ansonsten ist

halt nur die Originalausgabe von Nymphenburger feil, und deren Aufmacher ist im Vergleich zu dem Fischerbüchlein farb- und bedeutungslos. Aber ich will Sie beruhigen: Der Inhalt hält, was das Cover-Bild verspricht. Siedeln wir die Kulisse der Geschichte irgendwo in einer norddeutschen Hafenstadt um die späte Mitte des letzten Jahrhunderts an. Drei Kater mit den Namen Ringo, Castro und Frederic, dicke Freunde allzumal, stellen sich der Herausforderung durch das Heer der Ratten, deren Fürst Marduk den Untergang der Katzen beschlossen hat. Unfreiwillig assistieren ihnen dabei die sentimentale und etwas neurotische Brülldogge Cäsar und der Ratten-Nonkonformist Carell.



Und wie das so ist in den Märchen, wacht über die verwegenen Haudegen eine göttliche Fee in Gestalt einer Silberkatze, eine schnurrende Diva von unvergleichlicher Schönheit und Noblesse.

Diese wohnt in einem fernen Turm, den sie mit ihrer Freundin und Beraterin Meslamtaea teilt, einer Schnee-Eule, die sich vom blauen Eiswind streicheln läßt und wunderbare Geschichten zu erzählen weiß.

Enlil heißt die Katzenfee und obgleich sie wie Marduk den Namen eines (nota bene) babylonisch-sumerisch-akkadischen Gottes trägt (En-Lil ist der Herr des Windes), scheint sie der Beschreibung nach die Kronprinzessin aus dem Hause Basht zu sein.

Die drei Kater haben diesen Schutz auch bitter nötig, denn – und eben diese Nuancierung zeichnet das Büchlein in besonderem Maße aus, wie wir später noch eingehender erörtern – obgleich sie die stärksten Raufbolde der Stadt sind, so werden doch alle drei von gravierenden Gebrechen gezeichnet: Einäugig ist Frederic, bis auf einen Stummel schwanzlos ist Castro

(Lieber Herr Ritter, lassen sie das bloß nicht den kubanischen Maximo Leader gleichen Namens hören: die Hispanos reagieren da sehr heißblütig...) und mit einer lädierten und stark schmerzenden Schulter kämpft sich Ringo durch das Leben. Paradies und Perfektion gibt es nur im fernen Turm der Silberkatze. Aber werden sich die drei Helden zu einem Leben im unbeschwerten Paradies entschließen können?

Wunderbar und mit leichter Hand entwirft der Autor in drei Ebenen eine zauberhafte Geschichte, die sowohl Kindern als auch Erwachsenen mit einer Affinität zu unseren samtpfötigen Begleitern große Freude bereiten dürfte. Der Sprachstil ist einfach aber zu Herzen gehend gehalten. Keine Schnörkel, kein allzu verschachtelter Aufbau des Handlungsstranges stört die Harmonie der Erzählung.

In wirklich jedem Satz liest sich die tiefe Liebe Herrn Ritters zu den Katzen heraus. Katzenmenschen – wir wissen es seit den Weltbühnen-Beiträgen unseres geistigen Herrn Vaters Tucholsky, sind besondere Menschen. Wir sind so kühn zu behaupten: sie stellen den besseren Teil der Menschheit. Wer seinen Lebensweg mit dem einer Katze teilt, beweist damit seine Fähigkeit zum Respekt vor der Souveränität einer andersgarteten Kreatur. Wird diese Liebe erwidert, so beruht sie auf freier Entscheidung und entbehrt jeglichen Devotismus, jeder Hierarchie, jeder Unterwürfigkeit.

Dennoch verzichtet Herr Ritter auf Schwarz-Weiß-Malerei. Allzu plump wären pauschale Charakterisierungen seiner Protagonisten gewesen. Beispielsweise differenziert er bei der Bewertung einzelner Rattenpersönlichkeiten. Dieser Umstand hätte sicher auch unsere selige Rattendame Prinzesschen, welche 40 Gramm geballte Liebe war, mit dem Buche versöhnt. Das ergreifendste Plädoyer wider die ungeheuerlichen, faschistoiden Verbrechen des Nackten Affen in den sogenannten wissenschaftlichen Versuchslabors gegen seine Mitkreaturen hält ausgerechnet der Rattenfürst Marduk, der Antiheld, der schwärzeste Vertreter des Verbrechens und der Unterwelt.

Dieser Bericht, den Marduk seinem Vetter, der Schiffsratte Moses über seinen Besuch in einem dieser Tierlaboratorien gibt, preßt dem Leser das Herz zusammen, läßt uns vor der Sprachgewalt und der Attitüde des Autors, die er seinem Anliegen weihet, tief, tief den Hut ziehen. Allein dieser Abschnitt verdiente es, daß das Büchlein von der Kultusministerkonferenz zur Pflichtlektüre bei den Fünftklässlern erhoben wird. Ein einfaches Kunstmärchen könnte somit das Denken der nachfolgenden Generation nachhaltig zum Positiven beeinflussen.

Wenn uns entgegengehalten wird, diese Schilderungen seien, obwohl – oder gerade weil in eine einfache Sprache gewandert, Kindern und empfindlichen Gemütern nicht zuzumuten, dann entgegenen wir: Dieser Bericht reflektiert eine grauenhafte, von Menschenhand gemachte Realität. Das Leiden der geschundenen und wehrlosen Kreatur rechtfertigt Tausendmal die Erschütterung derer, in deren Händen die Beendigung des höllischen Treibens liegt.

Insofern stellt das Büchlein „Der Katzenstern“ von Jörg Ritter nicht einfach nur eine nette kleine Geschichte im Meer der etwas gehobenen Trivilliteratur dar, sondern versteckt zwischen seinen lieblichen Zeilen einen gewaltigen Anspruch, Zündstoff und Brisanz.

Ein Buch ist dann gut und wertvoll, wenn es in das Leben seines Lesers nachhaltig eingreift, wenn es Spuren im täglichen Denken und Handeln hinterläßt, wenn der Mensch, der das ausgelesene Buch ins Regal zurückstellt, nicht mehr derselbe ist, der es dem Bücherbord einst entnahm.

Diese Arbeit hat „Der Katzenstern“ nach Auskunft seines Beizettels in der Redaktion des Preußischen Landboten bereits fünfmal geleistet. Sollte es den Verlagshäusern gelingen, diese Frequenz von einer kleinen preußischen Redaktionsstube hinaus auf die deutschen oder internationalen Straßen zu transportieren, dann würde sich die Welt um einiges lebens- und lebenswürdiger verändern. Dessen sind wir sicher.

Wir hatten die Ehre ein gütiges Buch zu besprechen, das dennoch nicht einlullt, das bei keinem seiner irdischen Protagonisten Schmerz und Leiden und Tod auspaart, das in einem besonderen Maße, obschon ein Märchen, dennoch hart bei der realen Dynamik dieser Welt verbleibt.

Ein besonderes Buch, ein Buch für die anspruchsvolle Seele... Und was wir tun können um es zu befördern und zu unterstützen, das soll getan werden. Unseren Lesern sei es warmen Herzens empfohlen.

Jörg Ritter

Der Katzenstern

Die verrückten Abenteuer eines Katertrios

Roman

Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main, März 1994

ISBN 3-596-11625-2

Abbildung des Front-Covers mit freundlicher Genehmigung des Fischer-Verlages vom 24. Januar 2008

## Der Krieg des Charlie Wilson (Kino)

K. K. Bajun

Im Allgemeinen gehen Filme, die politische Ereignisse thematisieren, wie Blei über den Ladentisch. Das Volk ist nicht so interessiert. Eine süß-dämliche Soap oder Telenovela, ein von Explosionen, nackter Haut und schmaler Handlung durchsetzter Streifen – das ist es, was der gemeine Filmkonsument einfordert. Das ist schade. Das ist sogar jammerschade. Denn gerade diese Politthriller eröffnen manchmal hochinteressante Blicke hinter die Kulissen der Macht, die dem Normalsterblichen in aller Regel verschlossen bleiben. Doch was interessiert Lieseken Lehmann schon Politik... Es reicht ihr, daß sie über „die da oben“ und die ständigen Preiserhöhungen schnaufen kann. Bollywood macht dann alles wieder gut.

Hollywood aber scheint den Glauben an das Bildungsbürgertum noch nicht zur Gänze aufgegeben zu haben. Im Februar 2008 kommt „Der Krieg des Charlie Wilson“ in die deutschen Kinos und sehenswert ist er allemal.

Nun gut, eine Neuauflage von „Thirteen Days“ ist es mit Sicherheit nicht. Dazu fehlen dem Film das Format und die Ausgewogenheit. Zu plump kommt die antikommunistische Propaganda des Kalten Krieges durch, die sich zu unsicher, zu wenig als Satire zu erkennen gibt. Die Klischees vom blutrünstigen, schwangere Frauen aufschlitzenden und Kinder mordenden Russki, die dem nicht eben mit üppigem Intellekt begabten Normal-Zuschauer zugemutet werden, stammen aus der Mottenkiste des Ersten Weltkrieges und sind bestenfalls geeignet, die Herzen ein paar alter SS-Veteranen zu erwärmen.

Natürlich haben die Russen aus globalpolitischen Erwägungen heraus in Afghanistan gehaust wie die Henker – die Amerikaner aber dürften nach Vietnam die wirklich allerletzten sein, die sich anmaßen, Kriegsgreuel einer anderen Militärmacht anzuprangern. Das kommt sehr, sehr unglaublich rüber. Da rennt doch unsichtbar das kleine, nackte Mädchen mit dem vom Napalm verbrannten Rücken über die flimmernde Leinwand. Und die Russen ausschließlich als finstere Barbaren zu zeigen, die nur damit befaßt sind, auf Greise, junge Frauen und Kinder zu ballern, nein, nein und nochmals nein – das gefällt uns nicht. Jeglicher Bolschewismus liegt uns ferne und daß die Russen in Afghanistan eindeutig die Aggressoren waren und ihre bittere Niederlage völlig verdient war, wird von uns mit keinem Worte bestritten. Aber diese blinde Orgie des Antikommunismus mit seiner verlogenen Chimäre einer angeblich Freien Welt stößt uns bitter auf.

Wo bleibt das Fair Play, die Aufklärung, von welchen Interessen Leute wie Mrs Joanne Herring und die übrigen Sponsoren des Stellvertreterkrieges am Kyberpass wirklich intendiert waren? Sehr schmal wird dieser Aspekt am Schluß des Filmes beleuchtet, als klar wird, daß Charlie Wilson zwar eine Milliarde Dollar für den Krieg, aber nicht einmal eine Millionen Green Bucks für den Aufbau einer zerstörten afghanischen Schule mobilisieren kann. Gar nicht zum Tragen kommt die Ernte, die von Wilson, Avrakotos und den amerikanischen Militärs in Afghanistan gesät wurde: Wie dann die einstigen Verbündeten zu Todfeinden mutierten, nachdem die Russen außer Landes waren; wie das Schreckensregime der Taliban die Seelen der Afghanen und die Buddhas zu Bamyán zerstörten und den Fall der New Yorker WTC-Towers bejubelten. Wie der ganze dicke Bumerang zurückkam und die Amerikaner direkt an der rot-weiß-blauen Stirne traf. Knock Out! Das kann auch ein wie immer brillanter Tom Hanks als Kongreßabgeordneter Charlie Wilson nicht wett machen. Ein Teufelskerl ist der Herr Hanks, da beißt die Maus keinen Faden ab. Wie der trotz all der bildhübschen Rasseweiber um ihn herum und den Gallonen von Whiskey in seinem Schädel die für einen Amerikaner wirklich untypische Übersicht

über das lokale und das globale Geschehen behält, wie das herausgearbeitet wird – das ist einen Ausruf des Entzückens wert. Arme Julia Roberts – wo bleibt das Licht des Vollmondes, wenn am Horizont die Sonne aufgeht... Nein, Julia Roberts, eine Schauspielerin mit großem Potential wie wir seit „Erin Brokovich“ wissen, hatte gegen den großen Hanks keine Chance. Allenfalls der ewige Zweite, Philip Seymour Hoffman, war als CIA-Agent Gust Avrakotos dem Großmeister des amerikanischen Gütekinos ein würdiger Partner. Exorbitant auch der hervorragende Om Puri als Präsident Zia-ul-Haq: wenn auch der komische Blick des einstigen starken Mannes am Hindukusch nicht so einfach zu kopieren ist – der Auftritt selbst war authentisch.

Was am amerikanischen Film generell etwas stört ist diese kritiklose, permanente, blindwütige Anbetung der filmischen Dynamik, diese endlose Sauhatz über die Leinwand. Der Druck, unter dem die Protagonisten stets und ständig zu stehen scheinen, überträgt sich auf den Zuschauer, macht kribbelig und nervös. Schön, daß Avrakotos eine Geschichte um einen Zen-Meister besteuert. Aber das ist zu wenig: In den ganzen Streifen muß etwas mehr Zen, mehr Ruhe, mehr Ausgeglichenheit. „Thirteen Days“ hat gezeigt, daß es möglich ist. Zu einer euphorischen Empfehlung können wir uns bei Charlie Wilson nicht entschließen. Sehenswert ist er dessen ungeachtet und mehr als vier Zuschauer hat er in jedem Falle verdient.

## Der Tod des Teemeisters (Buch)

Yasushi Inoue

Akinokawa Michi san

„Was für'n Tee willst'n?“, fragt Frau Katzentraum aus der Redaktionsküche herüber. Ohne eine Antwort abzuwarten, fährt sie mit der Aufzählung der vorhandenen Teesorten fort: „Himalaja Darjeeling, Schwarzer Tee, Kamillente, Rooibos, oder Fenchel für's Baby?“ Glockenhell ertönt ihr Lachen. Der Teekessel brummt. Die bauchige Teekanne in Gestalt eines Katzenkopfes wartet auf das köstliche Getränk. Ob sie auch Grünen Tee da hat? Meine Gedanken gleiten ab zu Meister Sen no Rikyu und seinem Chado – dem altjapanischen Weg des Tees. „Sagt dir der „Weg des Tees“ etwas?“ rufe ich Frau Katzentraum zu. „Na ja, von Indien mit dem Schiff durch den persischen Golf, Suezkanal, Mittelmeer, Biskaya, Ärmelkanal, Hamburg – Teekontor, Autobahn, Teeladen in der Steinstraße. Wahlweise Hafen von Genua und dann per Eisenbahn oder LKW über den Brenner nach Deutschland.“ Wieder lacht sie. „Wie kommst du darauf?“

Sie ist eine kluge Frau, gar keine Frage. Aber der Weg des Tees, den ich meine, der hat nichts zu tun mit dem Transportweg des aromatischen Getränkes. Ich denke an den kalten und steinigen Weg des Tees, wie ihn die großen Meister des Zen-Buddhismus einst leerten; ich denke an die Teezeremonien in der Zeit der kämpfenden Reiche, ich denke an den Mönch Honkakubo vom Mii-Dera-Tempel. Ich denke an das Buch „Der Tod des Teemeisters“ von Herrn Yasushi Inoue. Eifrige Leser des Landboten werden sich vielleicht an unsere Besprechung des beinahe gleichnamigen Filmes „Tod eines Teemeisters“ erinnern, die vor einigen Jahren im 1. Volumen der Rubrik Kultur erschien. Dieser mit Abstand wertvollste Film unserer Redaktionsvideothek basiert auf ebenjenem Buche, dem wir uns heute mit einem Gefühl innerer Demut und Ehrfurcht nähern wollen. Die Schönheit des Ryo-An, die stolze Erhabenheit der Burg von Osaka, das leise Glück der sich entfaltenden Kirschblüte leuchtet uns aus seinen Zeilen entgegen. Daß Titel und Inhalt weniger stimmungsvoll sind, bedeutet in Japan keinen

Widerspruch. Die Kirschblüte und der Tod, unendliche Ästhetik und das schiere Verderben wohnen nahe beieinander. Der Inhalt dreht sich um die Umstände des bis heute nicht restlos aufgeklärten Freitodes des größten aller alten japanischen Teemeister, Sen no Rikyu, 1591 in Sakai. Der Leser streift dabei eine der bewegendsten Epochen der japanischen Geschichte: der Untergang des Ashikaga-Shogunats, die Zeit der kämpfenden Reiche, die Reichseinigung und die Etablierung der Tokugawa-Shogune unter Ieasu. Diesbezüglich können wir den zukünftigen Lesern des Buches von Herrn Inoue nur empfehlen, sich im Vorfeld etwas mit dieser Ära auseinander zu setzen, da sonst viele der geschilderten Momente und Ereignisse in ihrem Zusammenhang unverständlich bleiben. Dem Kenner aber eröffnet sich eine phantastische Welt!

Nun ist es oftmals so, daß man ein exzellentes Buch liest und dann gespannt der filmischen Umsetzung entgegenseht. In diesem Falle war es umgekehrt. Der deutsch-französische Sender ARTE strahlte das cineastische Meisterwerk aus dem Jahre 1989 aus, lange bevor nun endlich der Suhrkamp-Verlag das dem Film zugrunde liegende Buch für den deutschen Sprachraum herausgab. „Honkakubo ibun“ heißt der Original-Titel. Wir übersetzen das mit „Die Erinnerungen des Honkakubo“. Erschienen ist es 1981 im Reich der aufgehenden Sonne. Da liegt jetzt also ein Exemplar auf dem Redaktionsschreibtisch des Landboten und es trifft schon mit seiner Aufmachung eine nicht zu überhörende Aussage: Es gibt Bücher, die sind von Adel! Diese Bücher erheben sich himmelhoch über das unendliche Meer gedruckter Trivialitäten. Auch und gerade dieses Werk zählt zu den außergewöhnlichen Zeugnissen künstlerischen Geistes, den literarischen Nobilitäten.

Es spielt die Rolle eines hervorragenden Boten der mit uns Deutschen auf so eigentümliche Art und Weise beinahe zwillingshaft verschwisterten japanischen Hochkultur. Nur, eben dort liegt auch der Haken. Es bedarf für einen im westlichen Kulturkreis aufgewachsenen Menschen oftmals großer Mühe, sich in die japanische Seele hinein zu versetzen – Verwandtschaft hin oder her. Etwas hilflos mutet daher der Umschlagtext auf der Rückseite des Buches an, der dem potentiellen Leser so eine Aura von Krimi vermitteln will und auf dieser Schiene den Kauf schmackhaft machen soll. Nein, Honkakubo ist kein Detektiv. Honkakubo ist ein Philosoph, ein Zen-Mönch, Vertreter eines Feingeistes, der seinesgleichen sucht. Der Handlungsablauf mutet fremdartig an, fremd auch die handelnden Personen und fremd die Art des Umgangs miteinander. Tee ist eben nicht gleich Tee! Der Unterschied zwischen dem Chanoyu – der japanischen Teezeremonie – und Frau Katzentraums Zubereitung zweier Tassen Rooibos Tee „Orange & Cinnamon“ mag diese Aussage hinreichend illustrieren. Wir befürchten, daß gerade dieses hohe Niveau die Verbreitung dieses außerordentlichen Werkes eingrenzen wird.

So, wie es am Umfang der Menschheit gemessen nur wenige sind, welche die Chomolungma oder den K2 besteigen, so werden es nicht viele sein, die den herrlichen Ausblick in einen der bezauberndsten schriftstellerischen Gärten Japans, eines unbestrittenen Achtausenders fernöstlicher Gegenwartsliteratur genießen können. Denen aber, die einen Zugang zu diesem Juwel finden, sei versichert, daß sie etwas Kostbares gefunden haben, welches auf dem europäischen Buchmarkt lange nach einer ebenbürtigen Entsprechung suchen wird. Halldor Laxness vielleicht..

Der Tod des Teemeisters

Yasushi Inoue

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

ISBN 978-3-518-41901-4

€ 19,80

## Deutsches Haus wird Bürgerhaus

### Bäckerstraße 14 als zweites Bürgerhaus der Stadt eröffnet

Michael L. Hübner

Pünktlich zum altstädtischen Höfefest und zum 600. Geburtstag des Hauses wurde am 16.8. das ehemalige Deutsche Haus, Bäckerstraße 14, der Brandenburger Bevölkerung und dem Verein Die Altstädter e. V. als zweites Bürgerhaus der Stadt übergeben. Zwar reicht es nicht an die Dimensionen des Hohenstückener Bürgerhauses heran, dafür aber kann es mit seiner zentralen Lage und dem stolzen Alter punkten. Immerhin handelt es sich nicht nur um das älteste Fachwerkhaus der Mark Brandenburg. Als Familie Menke das Haus 1995 erwarb, war das Gebäude in einem beinahe abrissswürdigen Zustand. 1,4 Millionen Euro wurden von der Familie, der Stadt, dem Land und europäischen Fördermittelgebern im Rahmen des ZiS-Programmes aufgewendet, um das wertvolle Haus zu retten.

Herausgekommen ist eine kleine architektonische Sensation. Zwar wurde das ursprüngliche Erscheinungsbild als giebelständiges Fachwerkhaus nicht wiederhergestellt - die seit den großen Umbaumaßnahmen um 1769 herum erzielte Traufständigkeit wurde beibehalten - dennoch birgt das mit kundiger und dezenter Hand rekonstruierte Hausinnere selbst für die Fachwelt Staunenswertes: Angefangen bei den Tonnengewölben des Handwerkskellers, in dessen Schranknischen noch immer die mittelalterlichen Einschubnuten für Regalbretter zu sehen sind, bis hin zur gotischen Stube im Obergeschoß, die dem Besucher ein authentisches Bild vom Leben längst vergangener Brandenburger Generationen gibt. Immer wieder geben Befundfenster über den originalen Wandbelag Auskunft.

Da schummelten beispielsweise die Altbesitzer des Hauses, indem sie die Nachbarschaft eines Ständerbalkens schwarz anmalten. Das sieht nach mehr Holz und somit nach mehr Reichtum aus. Beeindruckend auch der Dachstuhl, der ganz ohne Eisennägel oder Klammern seinerzeit auf dem Hofe des Hauses gezimmert, dann auseinander genommen und an seinem eigentlichen Platz unter dem Dach wieder zusammengesetzt wurde. Obwohl wir in der Mark Brandenburg wenig über die Ausstattung spätmittelalterlicher Bürgerhäuser wissen, verriet doch der Baukörper einige Geheimnisse über das alltägliche Leben der Vorfahren. Vom stattlichen Wohnhaus und Warenlager eines gut situierten Altstädter Bürgers, über den „Preußischen Hof“ des 18. Jahrhunderts, das „Deutsche Haus“ und später das Farblager der PGH Malerei bis hin zum heutigen Bürgerhaus für die Allgemeinheit – die wechselvolle Geschichte dieses Baukörpers steht für die starke Lebenslinie eines vitalen Stadtteils.

Lange konnte sich Hausbesitzer Menke nicht des goldenen Schlüssels freuen, welchen ihm die Oberbürgermeisterin festlich übergab. Umgehend reichte er ihn an Günther Strehlau weiter. Der Chef des Vereins „Die Altstädter e. V.“ übernahm das Gebäude, das der Verein für die nächsten 15 Jahre nutzen wird. „Wir hoffen, dass das neue Bürgerhaus von möglichst vielen Brandenburgern und Vereinen genutzt wird“, sagte Strehlau freudestrahlend. Über das Interesse der Brandenburger, welche das Haus schon mal bis in den letzten Winkel durchstöberten, konnte er sich jedenfalls nicht beklagen. Während Katha Seyffert auf ihrem Dudelsack die Eröffnung mit alten Klängen begleitete, strömten die Besucher in Hof und Haus. Mit großem Interesse wurde die Puppenbühne, die nun fester Bestandteil des Bürgerhauses ist, begutachtet, auf der Wolfgang Rudolph Kinder und Erwachsene mit seiner Puppenspielkunst erfreuen wird. Eine Kinderbücherei soll vor allem junges Publikum weg von der Playstation hin zu einer Fantasie bildenden und geistig anspruchsvolleren Beschäftigung ziehen. Zusammen mit der Galerie Sonnensegel, die ja ihr Domizil in der genauso liebevoll rekonstruierten

Ältesten Lateinschule der Mark am Gotthardt Kirchplatz besitzt, bildet das Bürgerhaus in der Bäckerstraße nunmehr eine kulturell hochwertige Achse der Altstadt, besonders im Bereich der Kinder-, Jugend- und Vereinsarbeit.

Als nächstes, so betonte die Oberbürgermeisterin in ihrer Rede anlässlich der Eröffnung des Bürgerhauses, müsse man daran gehen, auch dem Gotischen Haus Ecke Johanniskirchgasse/ Ritterstraße (ehem. Radio-Pax) eine tragfähige Perspektive zu geben. Wie man am Gebäude Bäckerstraße 14 deutlich sehen kann, ist zwar der Arbeitsaufwand immens – die Chancen, die im Anschluss von einem solchen Haus für die Stadt und ihre Bewohner ausgehen, rechtfertigen aber jede Mühe zu seiner Rettung.

## Die Bestie im Turm

### Ein Hanse-Krimi aus der Feder des Dr. Tom Wolf

J.-F. S. Lemarcou

So sieht das aus, wenn man in Preußen die Besten vergrault. Da gehen sie dann ins Ausland, nach Niedersachsen beispielsweise und stellen ihr Talent in den Dienst der Hanse. Bätsch, Preußen – det haste nu davon!

War das nicht mit unserem Steuben genau dasselbe? Hier war er ein schlichter preußischer Offizier, wäre sicher unbekannt geblieben der Mann, wäre er nicht dem Ruf der Freiheit gefolgt, über den Großen Teich gesegelt und amerikanischer General geworden. Nun feiert ihn New York Jahr für Jahr mit Paraden, denen Preußen nichts auch nur annähernd Gleichwertiges entgegenzusetzen hat.

Unser Bester schreibt nun über eine Bestie. Die wohnt in Goslar und mordet ehrbare Ratsherren. Dazu trällert von ferne die Wittenberger Nachtigall und deren Gesang beginnt das Reich auseinander zu reißen. Den Herzog von Braunschweig und die Freie Reichsstadt Goslar reißen auch etwas auseinander – das liebe Geld nämlich, respektive der bei Goslar gelegene Rammelsberg, dessen Schätze gehoben und verarbeitet ihren Besitzer unendlich reich machen können.

Goslar hat ihn einst vom Ahnen des Herzogs zum Pfand für eine geliebte Summe erhalten. Der Herzog hat mittlerweile das Geld bezahlt, das Pfand eingelöst und will nun seinen Berg zurückhaben. Die Goslarer Ratsherren können sich aber nur schwer von ihm trennen. Er ist ihnen doch so lieb und teuer geworden und sehr ans goldene Herz gewachsen. Der Herzog zieht mit Kriegsmacht auf. Die Situation droht zu eskalieren.

Just zu dieser Zeit kehrt der Neffe eines verstorbenen Patriziers heim, den Oheim zu beerben. Nicht nur ein großes Haus sondern auch Sitz und Stimme im ehrwürdigen Rat fallen dem jungen Manne zu.

Doch kaum bereichert er das Hohe Gremium, da werden dessen Reihen auch schon wieder gelichtet. Die ominöse Bestie mordet die angesehenen Herren der Reihe nach. Dabei geht sie keineswegs planlos vor: Nach der Art, wie die frühchristlichen Märtyrer starben, die den entsprechenden Opfern ihre Vornamen liehen, werden auch die Ratsherren in die jenseitige Welt befördert. So wie um den Autoren des Werkes etwas Besonderes ist, so sind es auch seine Protagonisten, seine Verbrecher sowohl als auch seine ermittelnden Detektive. Unser Hanseat mit der Spürnase ist eben jener heimgekehrte Patrizierneffe, dessen Grips auf der Lateinschule ordentlich geschliffen wurde.

Und was die Lateinschule mit dem jungen Herrn Jobst tat, das verrichtet nun der Autor an uns, seinen Lesern. Sind Sie ein Feind der anspruchsvollen, der fordernden Unterhaltungsliteratur, dann legen Sie das Buch nur flugs zur Seite! Denn neben dem kriminellen Geschehen, welches das aufgehende Licht der deutschen Renaissance so übel verfinstert, bekommen Sie noch gleich ein paar Lektionen in Bergbau, spätmittelalterlichen Festungs- und Kriegswesen und merkantilen Grundsätzen übergeholfen. Ich sag's Ihnen im Voraus: Das ist nichts mal eben so für den Waschsalon oder die endlose Zeit unter der Trockenhaube. Hier müssen Ihre grauen Zellen mithalten! Wollen die nicht oder können die nicht – egal – dann greifen Sie lieber in die Dutzendkiste zu den faulen Fischen der Literatur und angeln Sie sich „Die Heilerin“, „Die Grobschmiedin“, „Die Wanderhure“, „Die Alchimistin“, „Die frühmittelalterliche Astronautin“, „Die Päpstin“ – na bitte, bei diesem Wort streikt sogar die in Microsoft-Word eingebaute Rechtschreibkontrolle – „Die Dummenfängerin“, „Die Beutelschneiderin“ und was es da an Preziosen der neuen Schundwelle, ach was – des neuen Schundtsunamis der deutschen Abfallliteratur noch so zu Tausenden an dämlichen, pseudohistorischen Titeln zu kaufen gibt.

In einem Punkte aber hat unser exilierter Stern am preußischen Krimihimmel etwas von seinem Glanze eingebüßt. Der sich in den Preußenkrimis überschlagende feinsinnige und intellektuell hochwertige Humor hat einem etwas ins Behäbige driftenden Erzählstil Platz gemacht. Die Sprache, in der sich die Akteure unterhalten, mutet merkwürdig modern an. Was die intersexuellen Relationen anlangt, so pflegte meine selige Frau Großmutter angesichts eines Filmes zu sagen, der genau dieses Sujet thematisierte: „Na, was soll schon noch passieren – die lieben sich, die kriegen sich!“ Und das hieß: „Ab ins Bette, Junge! Das haste schon Tausend mal gesehen oder Du wirst es noch Tausend mal sehen – heute abend jedenfalls versäumste nüscht mehr. Marsch!“

Nun hat der Herr Jobst zwar nicht seine Angebetete heimgeführt. Dafür ist ihm ein anderes Liebchen ins kuschelige Nest gewuselt – nachdem deren angetrautes Ehegespons zur rechten Zeit den Weg alles Irdischen beschritt. Und auch dem Adlatus des Meisters lächelte am Ende Amor, der lockerlose Bube. Und alles bleibt auch traut in der Familie... das ist zu befriedigend! Ja, ja – Sie lesen richtig: zu befriedigend! Wir sind hinterher alle zu glücklich! Glücklich und beseelt klappen wir das Buch zu! Happy End??? Dramatik! Dramatik!

Man darf das Buch nicht als erledigt zuklappen! Das muß nachhallen, das muß aufwühlen, das muß innerlich protestieren, rebellieren, hadern und fragen und sinnieren! „Scheiß ungerechte Welt...!“ So muß das aus uns rausdröhnen... wie ein Glockenschlag! Lieber Herr Wolf! Lassen Sie den Helden mal ordentlich auf die Presse fallen! Der Leser muß heulen – und seine Welt, Ihre Welt als eine ihm nur zu gut bekannte erleben. Raus mit der Illusion des Paradieses aus den trägen Leserköpfchen! Brennen Sie auch mal dem edlen Kerl die Bude über dem Kopf ab! Ein bißchen würgen, knuffen und schubsen ist zu wenig! Der muß schlottern, der muß sich in die Hosen machen, da muß roter Pfeffer rein!

Und ihr, liebe Verleger, die Ihr, wie wir von unserem Großen Vater Tucholsky wissen, immer nur zusetzt: Wenn ihr aus kurzzeitigem Kalkül heraus nur die „Erfolgsautoren“ von Verkaufskrachern wie den oben zitierten hätschelt und solche Zierden der deutschen Literatenwelt wie den Dr. Wolf verkümmern laßt mit mickrigen Prozents, Termin- und Abgabedruck und was Eurer Attitüden mehr sein mögen – dann werdet ihr nie erfahren, was wirklich in solch brillanten Geistern schlummert. Euch liegt ein Schatz zu Füßen und alles was ihr ihm abfordert sind Rechenpfennige? Das ist nicht kaufmännisch gedacht. Habt doch den Mut, mit solch hochkarätigen Leuten

wie dem Dr. Wolf, wenn es Euch denn schon einmal gelang ihn Eurem Hause zu verpflichten, den Geist im Deutschen Volke anzusprechen anstatt ständig nur den Groschen der intellektuellen Unterschicht hinterher zu hecheln. Der Mann ist ein Künstler und kein Brotschreiber!

Nehmt Euch die „Langustiers“ zur Hand und ihr wißt, wovon wir reden. Seziert die „Bestie im Turm“ auf ihre Substanz, ihren Aufbau, ihren exakt recherchierten Hintergrund, ihren wissensvermittelnden Anspruch, ihr N I V E A U – und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Euch nicht die Erleuchtung überkommt. Dieser Autor ist ein roter Ferrari – den läßt man nicht auf der Straße stehen! Wer das tut, sollte sich keinen anschaffen.

Prost, Deutsche Hanse! Dieses Glas Beaujolais auf Deinen legendären kaufmännischen Instinkt und Deinen untrüglichen Riecher fürs gute Geschäft mit edler Ware! Prost auf Deinen neugewonnen Autor Dr. Tom Wolf!

Tom Wolf

Die Bestie im Turm

Die Hanse | EVA Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2007

ISBN 978-3-434-52826-5

247 S.

€ 12,80

## Die Ewigkeit im Herz

Ausstellung Atelier Rabenstajn

-Fotokunst-

J.-F. S. Lemarcou

Von einer vielfach gebrochenen Biographie spricht der 46jährige Alexander Mühle als er seine Farben- und facettenreiche Vita erzählt: In Köln geboren, Theologie studiert und Drucker gelernt, Ingenieur für Kommunikationstechnologie geworden, in Thüringen als Pastor gearbeitet, erfolgreicher Hörfunkjournalist und TV-Marketingmanager gewesen. Für einen lokalen Sender entwickelte er gar ein ganzes Fernsehformat.

Und bei alledem blieb die Neugier – die Neugier auf das, was unausgesprochen bleibt, wenig beachtet, fernab von den geschwätzigen und oberflächlichen, oftmals banalen und ausgelatschten Pfaden des modernen menschlichen Miteinanders.

Ausdruck findet diese Neugier in seiner jüngsten Ausstellung „Die Ewigkeit im Herz“ in der Kunsthalle Brennabor. Es sieht so aus als blättere der Künstler in seiner Seele und lasse den Betrachter daran teilhaben.

Da leuchtet ein Kupferrahmen von der Wand. „Das haben wir vom Schrott geholt“, erklärt Mühle. „Den wollten andere nicht mehr... Wissen, Sie, der soll seine Würde zurückhaben. Jedes Ding hat doch eine Würde!“

Genau das ist der Geist dieser Ausstellung – die „Würde des schlichten Gegenstandes“. In den Brennabor-Hallen trifft der Besucher mitnichten auf einen verschrobenen Künstler, der sich in seiner Exzentrik selbst zu feiern sucht. Statt dessen begegnet man einem sensiblen Mann mit dem Auge für das Schöne im Alltäglichen. Eine etwa drei Meter langes Vierkantholz, dessen Schicksal sich wohl im Osterfeuer einer Kleingartenkolonie erfüllt hätte, war dem Meister zu schade, um es achtlos wegzuerwerfen. Dreigeteilt

hängt es nun von der Decke und blickt den Besucher im wahrsten Sinne des Wortes mit vielen Augen an: Porzellanaugen aus Lauscha, photographierte Augen aus Brandenburg an der Havel; rundherum ist das Vierkantholz mit diesen Augen versehen - darauf muß man erst mal kommen!

In der Mitte einer Skulptur dreht sich eine Gebetsmühle, bestehend aus Autoschrott, einer mit Goldglöckchen gefüllten Abfalltonne und verschiedenen Meditationsmotiven, welche allesamt auf die Dinge hinweisen, die im Leben wirklich wichtig sind:

Die Bedeutung des Geldes spart der Künstler dabei so wenig aus wie die der Liebe oder die des Durstes. Mit schelmischem Augenzwinkern bereichert er die sich drehende Tonne durch ein Graffiti, mit welchem ein unbekannter Sprayer einst des Künstlers Haus „verzierte“. Andere ärgern sich. Mühle flicht die Straßenkunst lächelnd in sein Opus ein.

Viele ausgestellte Stücke fordern den Besucher zum Dialog auf, laden ein, sich mit dem auseinanderzusetzen, was sie dem Betrachter mitzuteilen haben. Und dazwischen immer wieder Brandenburg an der Havel, der Steintorturm, der Fontaneklub, ein Brückengeländer, drei ältere Herren auf einer Parkbank am Salzhofufer mit auffliegender Taube...

Überhaupt erweist der Wahl-Brandenburger seiner neuen Heimat mit beinahe jedem Werke seine Referenz. Er, der so gerne mit Farben und Lichteffekten spielt, bringt eine vergessene Türklinke eines Seiteneingangs von St. Gotthardt auf einem kleinen Bild ganz groß zur Geltung.

Hand aufs Herz: Wem sind schon die wundervollen Ornamente eines längst vergessenen Schmiedemeisters ins Auge gesprungen? Aufgestapelte Räder und Achsen der Deutschen Reichsbahn weisen nach der künstlerischen Bearbeitung wellenartige Muster auf.

Alte Gewichte, verstaubt und verrostet, fotografiert und künstlerisch bearbeitet, ergeben Bilder von pittoresker Anmut. Manches gemahnt an Pop Art, manches an psychedelische Formen der frühen Jahre von Pink Floyd und Flowerpower. Dennoch – weder Muster noch Farben überreizen den Raum oder den Betrachter.

Vieles ist durchaus hängbar, würde – zumal die Havelstadt immer wieder thematisiert wird – nicht nur den privaten, sondern auch den behördlichen Bereich hervorragend zieren. Ortansässige Firmen oder Kanzleien könnten mit solchen Arbeiten nicht nur ihre Mitarbeiter und Gäste erfreuen, sondern darüber hinaus ihren lokalen Bezug augenfällig demonstrieren.

Der Rundgang durch die noch bis zum 18. Mai geöffnete Ausstellung führt zu der Erkenntnis, daß die von der „Leistungsgesellschaft“ permanent eingeforderte stringente Biographie oftmals zu einer Verarmung der kreativen Sicht auf die Welt führt. Die stete Neugier, das „überallmal-reinschnuppern“, wie Mühle sich ausdrückt, das ist es, was den Erfahrungshorizont um die entscheidende Nuance erweitert.

Die gebrochene Biographie als Mutter der Weitsicht und des Blickes für das schöne Detail – hier, in der Kunsthalle Brennabor tritt Mühle einen farbenfrohen und beinahe verspielten Beweis für diese These an.

Zusammen mit seinem Freund Micha Tonn schuf Alexander Mühle eine Ausstellung von Werken in Brandenburg an der Havel, größtenteils über Brandenburg an der Havel und natürlich – für Brandenburg an der Havel. Kunst – die nachvollziehbar ist und erlebbar, Kunst die nachdenklich stimmt und in jedem Falle eines ist – sehr, sehr sehenswert!

## Die unernste Geschichte Brandenburgs

Hans-Otto Dill und Greta Stecher

K. K. Bajun

Nun ist das Buch selbst schon wieder beinahe Geschichte. 13 Jahre ist es her, dass Hans-Otto Dill und Greta Stecher die unernste Geschichte des Landes unter dem Roten Adler verfassten.

Amüsant zu lesen ist sie, das muss man schon sagen. Die Idee taugt auch etwas: Dass historische Ereignisse mit einem modernen Sprachgebrauch und Duktus reflektiert werden, ist zwar so neu nun auch wieder nicht – Fernau hat auf diesem Gebiet schon einiges und mitunter flüssiger geleistet – und auch eine preußische Geschichte der armen Leute hat es schon gegeben. Gerlach war das wohl.

Was aber neu und gut und hervorragend ist – mit dem scharfen Meißel eines Max Frisch hauen die beiden Autoren den falschen Stuck von der brandenburgisch-preußischen Geschichte. All den gloriosen und pompösen Unsinn, die Volksverdummung... Von wegen: Hehre Absichten, edle Gefühle, moralische Vorbilder, ehrbare Bürger. Alles große und kleine Gauner allzumal. Und jeder gaunert und betrügt und beschießt und fasst dem Nächsten in die Taschen. Das Wohl des Landes haben sie alle nur im Auge, wenn es sich dabei um ihr eigenes handelt.

Und nur die Dümmeren rennen fürs Vaterland mit einem Hurra dem „Feind“ ins Bajonett. Das, Herr Dill, Frau Stecher, ist keineswegs die unernste Geschichte Brandenburgs, das ist die verdammt ernste. Es ist aber verständlich, dass Sie diese Wahrheiten und Erkenntnisse nur unter der Narrenkappe verbreiten können. Zu gequält würden all die Millionen falschen Fuffziger aufaulen, denn sie hängen hehren Illusionen an, die sie benötigen, um andere und sich beim gegenseitigen Betrügen über die Abgründe der irdischen Existenz hinwegzutrusten. Es ist wie mit der Kriegsberichtserstattung: Die wahren Bilder des Grauens bekommen die Fernsehzuschauer daheim an den Bildschirmen nicht zu sehen. Die Menschen richten zwar die Greuel an – aber hinsehen, das können sie nicht.

Dill und Stecher lassen ein märkisches Paar als Prototype der niederen Klassen die brandenburgische Geschichte mit durchlaufen. Das ist gut. Denn wie wir von den Kommunisten einst lernten (und so verkehrt ist das absolut nicht): Geschichte ist immer eine Frage der Sichtweise, mithin des Klassenstandpunktes. Dankenswerter Weise sind Mirko und Irina in all ihren Variationen und Sukzessionen Vertreter der slawischen Urbevölkerung, die zwischen Elbe und Oder einst dasselbe Schicksal erlitt wie ihre indianischen Vettern in der Neuen Welt etwa ein dreiviertel Jahrtausend später.

Wichtig bei der Lektüre des Buches ist in jedem Falle, dass sich der Leser nicht unvorgebildet dem Stoffe ausliefert. Er würde denn mehr als drei Viertel des Textes in keinen Zusammenhang bringen können – einen historisch überlieferten schon gleich gar nicht. Dem Kenner aber macht die unkonventionelle Interpretation der Heimatgeschichte durchaus Spaß.

In einigen Punkten gingen die beiden Autoren etwas schlampig zu Werke – auch der Narr, und gerade er, hat eine Pflicht zur Präzision. Brandenburg an der Havel beispielsweise hieß nie Brennabor! Das ist ein frührevanchistisches Hirngespinnst eines böhmischen Jesuiten des 17. Jahrhunderts. Ein weltberühmtes Fahrrad- und Automobilwerk in Brandenburg an der Havel trug diesen Namen. Dieser Umstand tradierte das unselige Phantom, welches seitdem durch alle einschlägigen Publikationen wie auch die Hirne der Halbgebildeten geistert. Die Autoren saßen ihm auf.

Desgleichen wurde in der Chur- und Hauptstadt der Mark nicht das Altstädtische Rathaus zerstört und abgetragen, sondern das Neustädtische. Das Altstädtische Rathaus erfreut sich nach seiner jüngst stattgehabten Restaurierung seines alten Glanzes als eines der bedeutendsten Vertreter der profanen norddeutschen Backsteingotik und beherbergt den Sitzungssaal des Brandenburger Stadtparlaments. Und so wabern noch einige weitere Ungereimtheiten durch das Werk, die zu einer bedauerlichen und durchaus unnötigen Autoritätseinbuße der beiden Autoren führen.

Den großen Kontext allerdings trübt dieser Umstand nur in geringem Maße, wenn auch der gewagte Ausblick in die damals noch nähere Zukunft fehlschlug. Bis dato gab es keine Vereinigung des Bundeslandes Brandenburg und des Stadtstaates Berlin. Na ja, auch das ist unwichtig.

Lesenswert ist das Buch. Gar keine Frage. Uns hat es Freude bereitet. Und empfehlen können wir es guten Gewissens.

---

## Endstation Sehnsucht

### Ein Theaterstück von Tennessee Williams am Berliner Renaissance-Theater

K. K. Bajun

Das ist nun ein schwerer Weg...

**W**ir kamen, wir geben es zu, weil Herr Ben Becker in einem Stück von Tennessee Williams spielte. Herr Becker hat uns nicht enttäuscht. Das könnte er auch kaum. Er zählt wohl unwidersprochen zur allerersten Garnitur der ernstzunehmenden deutschen Schauspielerriege.

Aber das Stück „Endstation Sehnsucht“ – um Himmels Willen – was war denn das? Dafür hatte Herr Williams einst den Pulitzer-Preis bekommen? Ist das ein weiteres Symptom für die Verblödung und Verflachung der amerikanischen Nation, oder war die am Charlottenburger Renaissance-Theater spielende Mimentruppe schlicht nicht in der Lage, Sinn und Inhalt dieses Stückes mit Blut und Leben zu erfüllen? Ja, Sie hören richtig – das war blutleer. Dem Stück fehlte Dynamik, Pfeffer, Atmosphäre – New Orleans, Louisiana, Heimat des Blues? Aber nicht auf der Bühne. Dort herrschte Paralyse, zähes, unendlich zähes Spiel gähnte hinauf auf die Ränge.

Frau Emanuela von Frankenberg gab die heruntergekommene, dem Whisky nicht eben abholde, französischstämmige Tochter aus ehemals gutem hugenottischem Hause, die noch in dem proletarischen Umfeld, in welches das Schicksal sie hineinwarf, einen Rest aristokratische Fassade zu bewahren suchte. Frau von Frankenberg, wir haben begriffen, was Sie uns sagen wollten. Ein größeres Kompliment können wir Ihnen zu unserem Bedauern nicht machen. Wenn sie eine penetrant und unerträglich quäkende und dabei staubtrockene und langweilige Nervensäge darstellen wollten, dann, ja dann haben Sie schauspielerisches Genie bewiesen und wir wollen den Dreispitz vor Ihnen ziehen. Größte Authentizität bewiesen Sie, wenn Sie in etwas vernachlässigter Toilette den Abstieg der sich an ihre einstige gesellschaftliche Position erinnernden Blanche gaben. Wir wünschten, wir dürften auf Ihrem Altare charmantere Komplimente opfern.

Den Altar Frau Johanna Christine Gehlens als Stella müssen wir gänzlich großlos passieren. Die Figur der Stella war so fade, farb- und bedeutungslos wie das gesamte Stück. Welch Potential schlummert in dem Stoffe, welch

großartiges vielschichtiges Psychogramm! Nichts davon wurde umgesetzt. Es ist so jammerschade! Es gab sicher so manches Mal höflichen Szenenapplaus und das eine oder andere Publikumsgekicher.

Hätte ein mecklenburgisches Ensemble vom flachen Lande dieselbe Leistung geboten, wäre der Applaus sicherlich herzlicher gewesen. Aber hier sind wir in der Hauptstadt, der Stadt Pallenbergs und Max Reinhardts! Verdammt noch mal!

Das tausendfach zu Recht renommierte Renaissance-Theater hatte ein volles Haus. Wir mutmaßen, diese erfreuliche Auslastung ist der Anwesenheit Herrn Beckers zu danken gewesen. Liebes Renaissance-Theater – Ihr habt einen sehr, sehr wackligen Grand mit Einem gerade so nach Hause gebracht. Schlappe 61 Augen, mal bildlich gesprochen. Nicht mal im Skat lag noch irgend etwas Brauchbares, wenn man von dem nicht adäquat verwerteten Stoff aus der Feder Herrn Williams' absieht. Der Schweiß sollte Euch auf der Stirne stehen. Nun danket dem Herre Gott! Und kehret zurück zu alter Theatergröße!

---

## Entführung nach Rheinsberg

### Rheinsberger Kammeroper gibt Mozarts „Entführung aus dem Serail“

Michael L. Hübner

**I**st Rheinsberg nun das Bayreuth der Mark, oder ist Bayreuth das Rheinsberg der Bundesrepublik? Nein, beide Städte ließen sich bestenfalls in Bezug auf ihre überregionale kulturelle Bedeutung miteinander vergleichen. Ihre jeweiligen Bühnen versammeln viel Prominenz in ihren Zuschauerreihen – das war's aber auch schon mit den Gemeinsamkeiten. Was in Bayreuth von Jahr zu Jahr abgeschmackter, skurriler, aberwitziger einherkommt, gewandt sich in Rheinsberg zierlich, kompromißbereit zwischen Original und Gegenwartsinterpretation und doch mit dem beinahe perfekten Blick für Maß und Machbares.

Die Rede geht von der diesjährigen Aufführung von Mozarts „Entführung aus dem Serail“. Rheinsberg – du Liebliche, du Stadt des Kronprinzen und seines Bruders Heinrich, du Stadt unseres geistigen Vaters Tucholskys... – es läßt das Herz noch immer höher klopfen wie beim ersten Mal, wenn man – wie einst Wölfchen und Claire sagen kann: „Wir sind da, wir sind in Rheinsberg...!“ Getrübt wird das Vergnügen nur durch die aufwendige Suche nach einem Parkplatz. Dieses ist aber schon der Indikator für ein knackend voll besetztes Heckentheater, draußen in Prinz Heinrichs Park. Über 900 (!) Gäste verfolgten Mozarts Singspiel am 9. August 2008 unter einem sternklaren Himmel inmitten der bezauberndsten Kulisse eines Parkes aus dem späten Rokoko.

Dezent eingepaßt das bescheidene Bühnenbild – ein orientalischer zweigeschossiger oktogonaler Pavillon, nur veränderlich durch die berausende Illumination und herabklappbare Wandelemente. Wenige Personen nur bestimmen das Geschehen – die sind jedem Opernkenner geläufig – Selim Bassa, sein loyaler aber grantelnder Diener Osmín, die entführten Damen Konstanze und Blonde, sowie deren Geliebte Belmonte Lostardos und dessen Diener Pedrillo. Leider, und da kommen wir zum beinahe einzigen Wermutstropfen der Aufführung, wurde Selim Bassa gleich dem libyschen Staatschef Ghaddafi von einer Leibwache aus Lara-Croft-Verschnitten accompaniert. Zum ersten liegen Welten zwischen den beiden

orientalischen Machthabern – gerade was die Grundaussage von Mozarts grandiosem Werke betrifft. Zum zweiten ist eine solche Kostümierung in einer Parklandschaft wie der Rheinsbergs nun wirklich deplaziert. Das ist keine gute Wahl.

Die anderen Figuren der Handlung wurden, man kann das so sagen, ausgewogen vorgestellt: Eine gelungene Kombination aus Moderne und traditionellem Habit – Turbane bei den Herren des Ostens und Pluderhosen bei den Damen verwiesen dezent auf den nächstlichen Ort der Handlung.

Nur Lostardos erinnerte etwas an einen europäischen Dandy auf Bildungsreise. Ganz im Sinne der Mehrheit des Publikums jedoch kam Osmin daher, der verschlagene und böartige Aufseher des Bassas, von Kopf bis Fuß ein Jemenit – gerade diesen Fakt schien das Publikum den über „drei Vorhänge“ währenden Applaus mit Johlen und Pfeifen zu honorieren.

Denn gleichwohl die sangestechnische Leistung aller Mimen erlesen war, die schauspielerischen und szenendynamischen Auftritte schwächelten mitunter. Dies trifft insbesondere auf eine der zentralen Arien des Werkes zu und das ist nun mal Osmins Rachegefang. Trotz des betörenden Basses fehlte Herrn Florian Spiess der Schwung, das Kraftvolle – man nahm ihm das Finstere seiner Seele nicht so recht ab

Ein liebevoller Schurke, dem man über den Kopf streicheln möchte mit den Worten: Nun geh man nach Hause, mein Junge, Mama hat schon einen Kuchen auf den Tisch gestellt.

Seinem schauspielerischen Gegenpart, der Dame Blonde, Frau Mia Haikkinen aus Finnland, saß wahrscheinlich der Schreck über die sowjetische Invasion Finnlands vor beinahe siebzig Jahren noch tief in den Knochen – jedenfalls kam sie nicht umhin, ihr emanzipatorisches Gedankengut in finnische Parolen zu kleiden.

Na ja, es war ganz lustig und gestört hat es auch nicht weiter. Aber ob sich Mozart das so vorgestellt hatte...? Nun ja, wollen wir mal nicht ganz so spießig sein.

Der Kontrast zum baumlangen Selim und die physische Korrespondenz zu ihrem geliebten Pedrillo waren ausnehmend gut gewählt. In gleicher Weise harmonierten auch die Besetzungen der anderen drei Protagonisten, Konstanze, Lostardos und Selim Bassa. Bestechend unter den Stimmen waren durchaus der Baß und die Tenöre, den höheren Tonlagen von Tenor bis Sopran merkte man ihre geschulte und bewährte Professionalität an.

Wenn man nur ein wenig den Umstand beiseite läßt, daß es sich bei der Kammeroper Rheinsberg um eine internationale Kaderschmiede der gehobenen Bühnenkunst und das führende Musiktheater der Mark handelt, wenn man einfach nur davon ausgeht, daß diese Leistung im kleinen, verträumten Städtchen Claïres und Wölfchens dargeboten wurde – dann, ja dann war das ganz großes Kino!

Storms Regentrude war wohl derselben Meinung – jedenfalls war sie Publikum, Mimen und Orchester gnädig und beließ das Heckentheater unter einem wundervollen sommerlich klaren und lauen Nachthimmel.

Ach, siehste... das Orchester! Wie konnten wir...! Ja, das waren die unsrigen, das waren die Musici aus Brandenburg an der Havel. Das war unseres geliebten Helmraths Truppe. Nur der Maestro war nicht dabei. Wessen Ohren gewohnter Weise an Michael Helmraths Taktstock hängen, der war sich dieses Umstandes schnell bewußt.

Auch das Orchester spielte mit der von ihm bekannten Professionalität, es gab auch einige sehr schöne Akzentuierungen und Schattierungen bei der Wiedergabe der unsterblichen Noten. Aber daß der Dirigent, wie Celibidache meint, keinen Spielraum zur Interpretation habe, so wenig, wie ein Maler eine Landschaft interpretieren könne – mit dieser Aussage gehen wir nun überhaupt nicht konform. Michael Helmrath hätte mit Sicherheit das Dynamit aus einem quiriligen Mozart herausgelockt. Herr Ingensand jedoch wollte wohl kein Risiko eingehen und setzte statt dessen auf eine grundsollide, dafür aber etwas behäbigere Aufführung.

Doch genug des Palavers! Unter dem Strich bleibt eine Glanzleistung märkischer Kultur, eine wundervolle Aufführung eines Werkes, das mit Recht zu dem Besten zählt, was je in der Welt zu diesem Genre erdacht und ersonnen wurde. Es klingt vielleicht etwas abgedroschen, aber daß eine Oper nach über zweihundert Jahren noch selbstverständlich zum Standardrepertoire großer und kleinerer Häuser in aller Welt zählt – das allein beschreibt wohl den unvergänglichen Wert dieses Werkes. Rheinsberg bot dieser ersten echten deutschen Oper ein würdiges Podium.

---

## Federkeil-Ausstellung in der Kunsthalle Brennabor

Michael L. Hübner

Courage hat sie – das muß man ihr lassen! Es ist wohl ungefähr der Mut, den Michelangelo aufbrachte, als er der Öffentlichkeit seinen David präsentierte. Isabelle Federkeil eröffnete am 23. Mai 2008 in der Kunsthalle Brennabor eine Ausstellung von Bildern und Plastiken, die sich mit dem alternden männlichen Körper befassen.

Ihr Lebensgefährtin, der Schriftsteller Gerd-Peter Eigner stand Modell. Fernab von jedem durch gesellschaftlichen Konsens definierten Schönheitsideal lotet die Künstlerin mit fast fotorealistischen, großflächigen Malereien eine eigentümliche, faszinierende Ästhetik des bejahrten menschlichen Körpers aus.

Als „faul, fett und faltig“ deklariert der Schriftsteller mit feiner Selbstironie seinen Leib, wie ihn die Augen und Hände seiner malenden Partnerin widerspiegeln. Sehr zu unrecht, übrigens. Denn das gekonnte Spiel mit Licht und Schatten und der Raumentiefe, gepaart mit einer souveränen Beherrschung der Perspektive und der Details, welche selbst einzelnen Barthaaren große Aufmerksamkeit widmet, verleiht den fragmentarisch in Szene gesetzten Körperlandschaften eine spannende Dynamik.

Es scheint eine Mischung von Renaissancemalerei, den Gemälden des Peter Paul Rubens und dem amerikanischen Naturalismus der 1940er Jahre zu sein, die den Betrachter ausdrucksstark in ihren Bann zieht. Nur die Hängbarkeit der Werke wird wohl in absehbarer Zeit nicht zu klären sein. Löst man nur ein Bild aus der Gesamtkomposition, reißt man es gleichsam aus seinem Kontext, entzieht man es der Gesamtaussage der Künstlerin. Die Exposition ist so nur als Ganzes verständlich.

Das ist der einzige Wermutstropfen dieser Ausstellung. Des ungeachtet ist diese Hommage an den normalen, von keinem törichtem Schönheitswahn tangierten Mann eine Empfehlung wert. Bis zum 22. Juni noch öffnet sich der „unbestechliche Blick einer Frau“ auf den männlichen Körper in der Kunsthalle Brennabor den neugierigen Besuchern.

## Habakuk Schmauch

### ein Stück des Brandenburger event-theaters

K. K. Bajun

Mit einem fulminanten und lokalpatriotischen Stück um den legendären Brandenburger Räuberhauptmann Habakuk Schmauch erschloß eine bunt zusammengestellte und teils hochkarätige Schauspieltruppe am 14. Juni das Gelände des Bühnenhauses als neue Spielstätte. Hank Teufer, Chef des Brandenburger event-theaters, brachte das Ensemble im Rahmen seines Klostersommerprogramms zusammen und das frei nacherzählte Geschehen um den einstigen Herrn des Diebesgrundes auf eine kleine, gelbe Vagantenbühne. Was die Mimen am Havelgemünde boten, hatte den reichen Beifall der etwa 220 Zuschauer wahrlich verdient.

Die von Andreea Clucerescu freizügig nach der überlieferten Sage gestrickte Handlung war in sich schlüssig und bot reichhaltige komödiantische Elemente vor eigentlich finsterem Hintergrund. Wir erinnern uns: Habakuk Schmauch, Räuberhauptmann mit Versteck in der Nähe der Silberquelle, steckt mit dem Wirt des an der Alten Heerstraße gelegenen Radkruges unter einer Decke und bestreitet seinen Lebensunterhalt mit Raubzügen auf dem Fernhandelsweg zwischen Brandenburg und Magdeburg. Eines Tages bekommt er die Tochter eines Brandenburger Ratsherrn in seine Gewalt, ehelicht sie und zwingt ihr den Schwur ab, keiner Menschenseele je das Versteck der Räuberbande zu verraten.

Eines Tages gelingt es der Frau zu entkommen. Sie gelangt bis vor den Roland und breitet – eingedenk ihres Eides – vor dem steinernen Riesen ihr Wissen aus. Brandenburger Bürger hören „zufällig“ mit und bringen die Stadtknechte auf Trab. Schmauch und seine Spießgesellen werden überwältigt und am Büttelhandfaßgraben aufs Rad geflochten. Ganz soweit lassen es die event-theater Leute jedoch nicht kommen. Stellvertretend für den Räuberchef, dem ein eher für die Rolle eines Prinzen prädestinierter Steffan Drotleff edle Züge verlieh, (das anwesende weibliche Publikum hing mit glänzenden Augen an den Auftritten Drotleffs), wird der Radkrugwirt (ein souveräner Joachim Paul Assböck) in die hochnotpeinliche Verantwortung genommen. Hinreißend war das Duo Hank Teufer (als vom Ratsherrn zum Stadtchef avancierter Bürgermeister) und sein Hauptmann der Stadtwache (Claus Stahnke). Beide boten im Zusammenspiel eine geradezu begeisternde mimische und gestische Komik.

Was eine gestandene Vollblutschauspielerin ist, demonstrierte Dörte Freundt in ihrer Rolle als Ammedeseigenwilligen Bürgermeisterstochterchens. Dieses gab mit der blutjungen Caroline Schneider ihr tapferes und von der Performance her sehr beachtliches Theaterdebüt. Das in seiner Gesamtkomposition mit szenischen und musikalischen Anleihen aus Großwerken der Vergangenheit von Oper bis Film durchsetzte Stück erntete mehr als einen Zwischenapplaus, unter anderem für die exquisiten, auf der Geige dargebotenen Einlagen des gerade mal 12jährigen Stahnke-Sohnes Max.

Die schönste Referenz an die Aufführung aber war das standhafte Verbleiben des Publikums auf seinen Plätzen, als Theodor Stroms Regentrupe dem 17-köpfigen Ensemble etwa zur Pause mit kräftigen Güssen von oben das Spielen sauer machte. Regenschirme waren obsolet – sie hätten den Dahintersitzenden die Sicht genommen. So zog sich, wer hatte, eine Kapuze über den Kopf oder eine Pellerine über die Schultern und verfolgte weiterhin gebannt das Schauspiel. Nur wenige suchten vor dem Regen das Weite. Die angebotene Schiffsfahrt aus der Stadt zum Bühnenhaus, das anschließende

Räubermahl, diese Rundumversorgung seines Publikums machte dem Namen des event-theaters Ehre. Dem Verdienst Hank Teufers um einen dauerhaften und würdigen Platz der Schauspielkunst in der Havelstadt kann ein weiterer schillernder Mosaikstein hinzugerechnet werden. Die € 17,50 Entree pro Nase sind vielleicht nicht eben sozialverträglich, garantieren aber zumindest eines: einen sehr, sehr schönen Theaternachmittag rund um eine Ur-Brandenburger Legende. Wem das einen Ausflug zum Bühnenhaus wert ist, der hat noch am 27. und 28. Juni, sowie am 04. und 05 Juli, jeweils um 16:00 Uhr Gelegenheit, sich und den Seinen eine echte Theaterfreude zu machen.

## Hören und Sehen

### Das zweite Brandenburger Hörspielwochenende auf dem Marienberg

Kotofeij K. Bajun

Das letzte Wochenende (10.08.2008) bescherte dem Marienberg ein kulturelles Ereignis der besonderen Art. Der junge Verein Brandenburger Lauschkultur e. V. gestaltete sein zweites Hörspielwochenende. Junge Leute, im Durchschnitt 24 Jahre alt, Studenten der verschiedensten Fachrichtungen von Chemie bis Theologie, hatten es sich 2006 in den Kopf gesetzt, etwas für die Brandenburger Kulturlandschaft zu tun. Aber eben nicht irgend etwas. Sie erkannten, dass viele Kinder und Erwachsene der heutigen Gesellschaft von visuellen Reizen völlig überschwemmt und überfordert werden.

Dabei drohen die anderen Sinne zu verkümmern und auf der Strecke bleiben allzuoft Fantasie und Kreativität. Die Veranstalter des Hörspielwochenendes um die Chefin des Vereins, die Journalistin Linda Vierecke, konzentrieren sich mit ungeheuer viel Einsatz und Engagement auf den Hörsinn. Kinderhörspiele werden geboten, Käpt'n Nemo Naut entführt die jüngsten Besucher auf eine Tauchfahrt in die Tiefen der Ozeane. „Gerade die Jüngsten gehen bei der Sache voll mit“, erklärt der Kapitän, der im zivilen Leben Richard Hoffmann heißt und demnächst Lehrer für Chemie und Mathematik wird. Das U-Boot, ein altes, größeres Zelt aus DDR-Zeiten, wurde mit liebevoller Kreativität von Jördis Labuda gestaltet. Beschallt wird es von außen. In einem anderen Zelt können die Kinder dann das Erlebte bastelnd umsetzen.

Die „Lauschkultis“ arbeiten eng zusammen, der eine kann dieses, der andere kennt jenen. Man kämpft sich durch die Anfangsschwierigkeiten der Vereinsarbeit: Wie schreibt man Konzepte, wie bewirbt man sich um Förderungen, wie organisiert man einen Catering-Service... Man muß sich mächtig rühren, wenn man etwas bewegen will, doch die Arbeit trägt erste Früchte: Unter den etwa 450 Gästen vom Sonnabend befand sich sogar der Landtagspräsident Gunter Fritsch mit Familie. Nicht nur ihm gefiel ausnehmend gut, was der Lauschkultur e. V. da auf die Beine gestellt hatte.

Unangefochten vom Disko- oder Straßenlärm können sich Brandenburgs Ohren wieder auf ihre eigentlichen Aufgaben einstellen: Sie nehmen Informationen auf, regen Fantasie an, leisten unentbehrliche Beiträge zur Orientierung. Auf die exponierte und trotzdem ruhige Lage des Veranstaltungsgeländes legen die Veranstalter besonderen Wert. Sie möchten den Marienberg bewußt in den Mittelpunkt des kulturellen Interesses der Havelstadt legen. „Der Marienberg hat eine Tradition als Schauplatz von Kultur“, erklärt Jördis und weist in Richtung der Freilichtbühne, die, obschon frisch saniert, wieder in ihren Dornröschenschlaf zu fallen

scheint. „Das Gelände hier muß belebt werden“, sagt die junge Frau, die Sonderschulpädagogik und Kunst studiert. Natürlich wendet sich das Pogramm auch an Erwachsene. Sobald der Sandmann, der auch tatsächlich auf einem Moped der Marke „Schwalbe“ vorbeikam, den Kindern eine gute Nacht gewünscht hat, dürfen die Erwachsenen preisgekrönte Hörspiele verfolgen, wie das von Sebastian Hocke: „Ausgeträumt“ heißt es.

Ausgeträumt haben die Studenten ihre Vereinsidee jedoch noch lange nicht. Obwohl sie nunmehr an Universitäten des ganzen Landes verstreut studieren, stehen sie doch in engem Kontakt mit ihrer Heimatstadt. Für sie wollen sie in erster Linie etwas tun, ihr wollen sie treu bleiben. Die Stadt und ihre Bewohner danken es ihnen. Unterstützt werden sie von der Alfred-Flakowski-Stiftung, dem Kulturmanagement der Stadt Brandenburg, der Mittelbrandenburgischen Sparkasse, dem Buchhaus Melcher und der Vicco-von-Bülow-Stiftung. Sketche dieses großen Sohnes der Havelstadt kommen ebenfalls regelmäßig zum Vortrag. Sie haben eben Spaß bei der Sache. Kein Platz für staubtrockene und bierernste Pädagogik oder den mahnenden Zeigefinger. Nicht mal der verregnete Sonntag konnte die Stimmung trüben. Das Hörspielwochenende soll zu einer jährlichen Institution ausgebaut werden. Pläne für andere Kulturveranstaltungen wie Kunstausstellungen oder Workshops liegen bereits in der Schublade. Das zweite Brandenburger Hörspielwochenende, welches von manchen Besuchern als „kleines Woodstock“ betitelt wurde, setzt einen hörbaren Kontrapunkt zu Lethargie und Abwanderung.

## I Am Legend (Film)

Michael L. Hübner

**A**lle Achtung! Um einen wirklich guten Film zu rezensieren, sollte man ihn einmal überschlafen haben. Ich breche die Regel und lege los. Zunächst einmal: es geht um einen Hollywood-Streifen des Genres „Endzeit-Thriller“. Unsere Leser werden spätestens hier aufmerken. Diese Kost genießt beim Landboten Seltenheitswert. Und wir gestehen: Wäre nicht Will Smith die Zugmaschine, wir hätten das Ganze vielleicht sogar übersehen. Das allerdings wäre wirklich schade gewesen.

Die Handlung ist schnell erzählt. Basierend auf einer Romanvorlage aus der Mitte des letzten Jahrhunderts – und quasi als drittes Remake – stellt uns der Film die Welt nach einer pandemischen Katastrophe dar, die selbst die Spanische Grippe von 1918 und die großen Pestwellen des 14. Jahrhunderts auf die nachrangigen Plätze verweist. Ein im Jahre 2009 stattfindendes Experiment mit letalen Viren gerät außer Kontrolle. Mit rasender Geschwindigkeit breitet sich das Virus aus und vernichtet, was sich ihm auf zwei Beinen in den Weg stellt. Binnen kurzem sind 90 Prozent der Weltbevölkerung dahingerafft.

Etwa eine halbe Millionen Menschen mutiert zu Vampirähnlichen Monstren, die mit übermenschlichen Kräften ausgestattet, angreifen, zerreißen, fressen, was da noch lebendig ist. Der nicht infizierte Oberstleutnant der amerikanischen Armee und Virologe Robert Neville (Will Smith) lebt seit dem Ausbruch der Seuche allein in der ehemaligen Super-Metropole und gegenwärtigen Geisterstadt (wirklich sehr beeindruckend!) New York. Verzweifelt sucht er in seinem Kellerlaboratorium nach einem Gegenmittel. Die täglich über alle Radiosendungen abgestrahlten Hilferufe verhallen ungehört. Wenn man nach dem Trumpf-As Hollywoods fragt, so kann es nur eine Antwort geben: Will Smith. Dieser höchsttalentierteste schauspielerische Überflieger bringt es fertig, mit einer überwältigenden

Charakterdarstellung die Höhen und Tiefen menschlichen Sehns und menschlicher Verzweiflung auszudrücken. Die etwa 100 Minuten des Films bestreitet diese mimische Ein-Mann-Armee alleine und man staunt, daß der intellektuelle Superman auch noch die kämpferischen Qualitäten eines U.S.-Marine Sergeants in sich vereint. Nein, alles was recht ist, Will Smith ist eine Ausnahmeerscheinung und so, wie man völlig unkritisch alles hören kann, was Kate Bush an Musik vorstellt, so kann man sich bar jeden leisesten Anflugs von Zweifel alles, aber auch alles anschauen, was Smith dreht. Es ist keine vertane Zeit. Die Leistungen der weiteren am Filmprojekt beteiligten Schauspieler zu würdigen, erübrigt sich angesichts der völlig dominierenden Präsenz von Will Smith. Zu kurz sind deren Auftritte, zu wenig Gelegenheit zu ausgereiftem Spiel. Zu wenig Ansatzpunkte für den Kritiker.

Die Teilnahme von Smith an einem Filmprojekt scheint gleichsam für den Tiefgang des Inhalts zu bürgen. Hollywood goes philosophy! Nach all den filmischen Bedrohungen durch Meteoriten, Vulkane, ausfallende Erdrotation, Eiszeiten etc. sind wir viel apokalyptischen Kummer gewohnt. Das hier aber stößt in eine andere Dimension vor. Die Bilder des menschenleeren und überwucherten New York (die 5th Avenue wurde für die Dreharbeiten komplett gesperrt!) sind atemberaubend, die zerstörte Brooklyn-Bridge schnürt dem Betrachter die Luft ab. Was sich im (gefluteten?) Holland-Tunnel abspielt, wollen wir gar nicht wissen. Was wir zu sehen bekommen, das reicht für ein paar schlaflose Nächte.

Oftmals treibt die gespenstische Leere den Puls höher als die eingestreuten Action-Szenen, die für Hollywood mittlerweile zum festen Repertoire gehören. Meisterhaft wird die Entdeckung Al Hitchcocks übersetzt, wie mit den Urängsten der Menschen cineastisch zu spielen sei. Und was überwiegt des Menschen Angst noch vor der Furcht vor spitzen Zähnen? Das Alleinsein. Das Verlassensein. Die absolute Einsamkeit. Man stelle sich nur vor, man verläßt das Brandenburger Concerthaus, tritt hinaus auf die Steinstraße und die Straße ist leer. Absolut leer.

Die Lichter verlöschen und es rührt sich nichts mehr. Spätestens jetzt bekommen die alpträumenhaften Töne des Films einen wummernden Klang im Rhythmus der wild gegen die Halswand pochenden Arteria carotis communis. Die Zombies, deren filmischer Urvater aller Wahrscheinlichkeit der Ringverliebte Gollum aus dem Hause Peter Jackson ist, sind da nur noch obligates Beiwerk für die intellektuell etwas minderbegabteren Zuschauer, die dem Anspruch des Filmes sowieso nicht zu folgen vermögen und beim unheiligen Quentin Tarantino ebenfalls ganz gut aufgehoben wären. Dennoch – auch deren Dollars sind gefragt – also geben wir ihnen das Ihrige.

Was auf der Strecke bleibt, ist die Darstellung der absehbaren Entwicklung der menschlichen Rasse nach einem solchen Inferno. Die sogenannten Nachtjäger, also die durch das Virus mutierten Geschöpfe, deuten das in etwa an. Völlig abwegig dagegen ist der Ausblick auf das Überlebenden-Dorf in Vermont. Mit der Zivilisation einer so kleinen Gemeinschaft ginge es, das Lebensniveau betreffend, in rasendem Tempo retour in die Steinzeit, deren Herausforderungen wiederum nur von den allerwenigsten Zeitgenossen aus den sogenannten Hochzivilisationen gemeistert würden.

Für so gewandte Kletterkünstler wie die Nachtjäger wäre die Grenzwallanlage nicht mal ansatzweise ein Hindernis. Und auch die Gewehre der Kolonisten dürften bald überflüssig sein, da es wohl kaum mehr Pulver- und Patronenfabriken gäbe, die sie mit Munition versorgte. Also – man sollte darauf verzichten, das Szenario des Streifens unter realitätsnahen Bedingungen weiterzudenken. Dennoch! Voll von ikonographischen Anspielungen von Bob Marley bis hin zur Hybris des modernen Homo

„sapiens“ vermittelt der Film sehr drastisch die fatale Sackgasse, in die sich der hoch spezialisierte Organismus Menschheit in der wohl letzten Phase seiner irdischen Existenz begeben hat. Wie anfällig alle gesellschaftlichen Strukturen unter einem einzigen Schlag von Gottes Hammer sind, welcher selbst die ausgefeilteste Logistik sämtlicher Katastrophenpläne in Nullkommanichts zu blanker Makulatur kollabieren läßt – Hollywood bringt es endlich einmal mit diesem Streifen auf den Punkt und wird damit wenigstens einmal so mutig wie seine Filmhelden. Na ja. Das muß ich wohl gleich wieder etwas relativieren: Am Ende siegt das Gottvertrauen, die puritanische Frömmigkeit der weißen WASP (White-Anglo-Saxon-Protestant) Anna (Alice Braga) über den nüchtern denkenden Empiriker Neville. Der Neger opfert sich nach guter amerikanischer Tradition, aber – er stirbt und die Weiße überlebt samt Sohn. Amerika, bist Du wirklich schon bereit für einen Präsidenten Barak Obama?

Zumindest ist Hollywood mit diesem auch von der technischen Umsetzung her frappant und exorbitant guten Streifen ein großer Wurf gelungen, dem ich meine wärmste Empfehlung nicht versagen kann.

---

## Ich bin gelaunt, dich zu empfangen

Aus dem Briefwechsel Adele Sandrocks mit Arthur Schnitzler

In der Reihe: Märkische Leselust

K. K. Bajun

Frau Sandrock kam in die Mark, besser gesagt in die Reichshauptstadt. Aber das war später. Zwischen 1883 und 1895 lebte und wirkte sie in Wien; liebte und tyrannisierte Arthur Schnitzler, den begnadeten österreichischen Schriftsteller und literarischen Vater des k. u. k. Baatzi Lieutenant Gustl.

Frau Brunner und Herr Röhrig eröffneten den diesjährigen Reigen der Märkischen Leselust am Brandenburger Theater mit Auszügen aus dem lebhaften Briefwechsel der berühmten Schauspielerin und dem Schriftsteller. Frau Herzog begleitete dazu auf ihrem Piano zu Klängen von Robert Schumann.

Vor Frau Herzog und Herrn Röhrig hatten wir in der Vergangenheit schon des Öfteren Gelegenheit ergriffen den Hut zu ziehen. Wenn diese beiden Künstler am Brandenburger Hause gastieren... ach, das ist ein Geschenk. Draußen, vor dem Panoramafenster ziehen die Wasser der Grabenpromenade still zu den Klängen der Musik Schumanns vorbei, die kahlen Baumkronen wiegen sich leicht unter dem kühlen, grauen Januarhimmel. Drinnen aber ist es warm. Es ist die warme, herzliche, verschmitzte Stimme Herrn Röhrigs, der den alten Schnitzler wieder zum Leben erweckt.

Die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des Bonvivants aus der Hauptstadt der Donau-Monarchie, dieses hochintelligenten Schlendrians, der so gar nichts anbrennen ließ, lassen die etwas fünfzig Zuhörer schmunzeln. Damen zuallermeist. Ein leichtes Schmachten umspielt die Lippen vieler – wer von ihnen hätte wohl diesem Schlawiner widerstehen mögen. Herrlich bringt er es rüber, der Herr Röhrig, man ist gefesselt, amüsiert, möchte nicht in der Haut der nach Dutzenden zählenden Liebchen stecken, denen Herr Schnitzler grausam das zarte Herz geknickt. Die eine aber, der Stern des Wiener Volkstheaters, die Femme fatale und Diva scandaleuse, die saß am

27. Januar 2008, nachmittags um drei Uhr, neben unserem Herrn Röhrig. Das war Adele Sandrock! Nein, das war Eva Brunner. Ach, halte einer die beiden auseinander! Sie waren ja so eins: Und für Frau Brunner müssen wir heute besonders die Leier schlagen. Das war atemberaubend: mit herrlich gequetschter Stimme, frech und launenhaft wie eine Katze, zickig und schmolend, so was von emanzipiert, auf wunderbare Weise autark und aus sich selbst heraus souverän, akzentuiert, verliebt, intellektuell und rasend, verdorben leichtfüßig und flatterhaft, flehend und mit Schalmeeinstimme den Liebsten umgarnend, dräuend und zeternd, dann wieder kokett lockend, bittend und bettelnd, konsterniert, kämpfend, fluchend, vergebend – Gott, in der Frau brodelte ein Vulkan!

In welcher? Nun, in der welche diese Zeilen schrieb sowohl, als auch in der, welche diese Zeilen so fulminant zum Vortrag brachte. Das einzige, was wir an beiden Damen vermißten, war der Wiener Schmah. „Jo, frogn’s me net, warum i ko Grosch’n in ’d Tosch’n hob...“ Frau Sandrock schien mit ihrem entzückenden Stil Briefe zu schreiben ein wenig die literarischsprachliche Mutterrolle für unsere Tucholsky’schen Frauen Claire und Lydia übernommen zu haben (die eine von der Waterkant, beide aus Berlin) und auch Frau Brunner nahm das Motto „Märkische Leselust“ etwas allzu wörtlich.

Wir märkisch-hochdeutschen Preußen hätten unseren geliebten Erbfeind Habsburg auch ganz gut verstanden, wenn’s o bissl breeit einherkommen weer. Wofür haben wir schließlich mit Laudons Truppen Jahrzehnte lang um Schlesien gerungen? Also, gnädige Frau, wenn’s das Repertoire hergibt – und dessen dürfen wir bei Ihnen ganz sicher sein – dann muten’s uns ruhig a bisserl von der Mundart zu, die man im Prater und rund um St. Stephan spricht, wenn denn die Protagonistin schon am Opernring 19 logierte. Und wir wollen den Heurigen auf Sie anstoßen, und auf unseren märkischen Pallenberg und die lieblichsten Finger auf der Klaviatur eines märkischen Piano forte.

---

## Jüdisches Brandenburg

Geschichte und Gegenwart

für Scholcher M. Druckepennig

K. K. Bajun

Um es vorwegzunehmen: Dieses Buch ist für jeden märkischen Historiker, für jeden, der die Mark liebt und in ihr verwurzelt ist, unverzichtbar. Dem Verlag für Berlin-Brandenburg und dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien ist ein großer Wurf gelungen.

Wenn sich im Jahre 2008 die verfluchte Reichspogromnacht zum 70. Male jährt, dann entgegnet dieses Standardwerk dem Stumpfsinn der Nazis und ihrer saudummen Schergen ein anderes Bild vom Judentum als das, was „Der Stürmer“ den Volksgenossen weis zu machen suchte und was – nach unseren Erkenntnissen – schon damals von nicht eben wenigen Deutschen hinter vorgehaltener Hand als primitive und abscheuliche Propaganda erkannt und verachtet wurde. Diese Erkenntnis und dieses Wissen konnten zwar nicht die Züge in den Osten stoppen, aber sie beweisen doch, dass der widerliche Bazillus des Antisemitismus nicht das ganze Volk verseucht und vergiftet hatte. Zu eng waren die Beziehungen zum deutschen Judentum gewachsen, zu lange hatte ein mit seinen Leistungen und seinem Tatendrange

brilliantes Judentum der deutschen Kultur und Wirtschaft Impulse gegeben, ohne die Deutschland in Europa und der Welt eine Marginalie, eine historische Randnotiz geblieben wäre.

Auf just diese Leistungen verweist das vorgelegte Buch „Jüdisches Brandenburg – Geschichte und Gegenwart“ in 17 vorzüglichen und durchrecherchierten essayistischen Kapiteln, 13 Stadtbezogenen Abschnitten, einer exzellenten Chronologie, einem sehr nützlichen Glossar und einem nicht eben einfach zusammenzustellenden Personenregister von sage und schreibe 22 Seiten.

Wo bei dem Personenregister das Problem liegt? Nun, jedem mit dem Judentum Vertrauten ist klar, dass die Juden erst sehr spät begannen, sich Familiennamen nach abendländischem Vorbild zuzulegen. Vorher war man Moses, der Sohn des David, oder Rebecca, die Tochter des Simon.

Nu ordne das mal jemand einer schlüssigen Genealogie zu! Eine Heidenarbeit, weiß Gott! Aber wir wollen mal nicht blasphemisch werden und den Namen des Allmächtigen Vaters Israels ohne Not missbrauchen, sondern uns dem Aufbau des Werkes widmen:

Es sind die Städte Beelitz, Brandenburg an der Havel, Eberswalde, Finsterwalde, Frankfurt/Oder, Guben, Lindow, Luckenwalde, Neuruppin, Oderbruch, Potsdam, Prenzlau und Rathenow, anhand derer die Autoren jüdisches Leben in der Mark beleuchtet. Ausgedehnte Ausflüge in rurale Bereiche erübrigen sich, da jüdisches Leben beinahe ausschließlich auf urbanem Sektor stattfand.

Anhand des uns wohlbekannten Brandenburg an der Havel können wir recht genau einschätzen, wie tiefgründig die Verfasser – in diesem Falle Frau Dr. Diekmann selbst – zu Werke gegangen sind.

Dabei begegnet uns leider das Dilemma, das uns schon bei „Stahl und Brennbabor“ auffiel: Der Detailreichtum des vorliegenden und verwerteten Materials musste wohl dem geplanten Umfang des Werkes und seiner späteren Bezahlbarkeit Rechnung tragend oft bis zur Schmerzgrenze eingekürzt werden.

Vielleicht aber liegt gerade darin der Keim für darauf aufbauende, mehr regional orientierte Schriften, wie sie beispielsweise für die Stadt Brandenburg an der Havel schon im Ansatz existieren.

Das dem Publikum offerierte Bildmaterial lässt beinahe keine Wünsche offen. Im Anschluss eines jeden Kapitels findet sich ein sehr beeindruckendes Quellenwerk, durchsetzt mit additiven Erklärungen, welches dem Interessierten sowohl weiterführende Studien ermöglicht, als auch die strenge Wissenschaftlichkeit bei allem essayistischen Kolorit bezeugt.

Was den Preußischen Landboten insbesondere freut, ist das Kapitel von Stefanie Oswalt über unseren geistigen Herrn Vater Kurt Tucholsky und der Claire aus „Rheinsberg – ein Tagebuch für Verliebte“, der Ärztin Else Weil.

Wenngleich auch die hierorts erstmals veröffentlichte Erkenntnis, dass Frau Weil in Auschwitz ermordet wurde, geeignet ist uns den Boden unter den Füßen weg zu ziehen, ist sie doch in all ihrer brutalen Wirklichkeit so unverzichtbar wie das Tagebuch der Anne Frank: Wie unter einem Brennglas fokussiert genau in dieser Aussage das ganze tragische Elend, die gesamte explosive Wucht der Aussage dieses Buches: Auf der einen Seite haben wir die luftig-lustige, kluge und geist- wie liebevolle, feengleiche Lichtgestalt

der Claire – dazu kontrastierend – wie es schärfer nicht sein könnte – das unsagbare Grauen einer von dumpfem Hass angetriebenen, perfekten und unsäglich dunklen Mordmaschine. Auch die Kreaturen, die diese Maschine in allen Positionen und Rängen am Laufen halten, sind von menschlicher Gestalt, ganz so wie Wölfchen und seine Claire. Diese wie jene sprechen Deutsch als Muttersprache. In deutscher Sprache werden die Befehle gebellt, welche die Claire und ihre Leidensgenossen in die Transportwaggons und wenig später in die Gaskammern treiben.

In deutscher Sprache wird die Claire erstickend nach ihrem Gott oder ihrer Mutter oder allen beiden röcheln, in deutscher Sprache wird einem jüdischen Häftlingskommando die Order erteilt, die verkrampften Leichen aus der Gaskammer hinaus und rüber zu den gewaltigen Industriekrematorien zu schleppen – wir tun einen Blick auf den tiefsten Grund des Malströms deutscher, tollwütiger Raserei und reichsweiter Schizophrenie. Die Haare werden grau, die Hände zittern.

Es ist alles, alles was das deutsche Volk in seiner Geschichte in geisteskrank, weil selbstverletzender Pathologie seinen jüdischen Gliedern antat, nirgends so herausdestilliert, wie in diesen wenigen, beinahe nüchtern klingenden Sätzen der Stefanie Oswalt.

Hier begegnet uns eine der tiefsten Aussagen der Gesamtwertes, hier wird eine Scheidelinie gezogen: Wer sich mit diesem Wissen behaftet mit nur einem Satz, nein, mit auch nur einem Worte zum Nationalsozialismus bekennt, der hat seine Seele der Hölle unrettbar verschrieben! Ein weiteres Mal dürfen wir der jüngsten Vertreterin des Autorenkollektivs eine exquisite Arbeit bescheinigen, mit der sie der Linie ihrer beeindruckenden Jacobsohn-Biographie nahtlos folgt.

Resümierend lässt sich noch einmal betonen, dass dieses Buch ein Muss für die märkischen gebildeten Stände ist und in keiner aufgeklärten Privat-Bibliothek fehlen sollte.

Es dient in hervorragender Weise dem Abbau von idiotischen Ressentiments und auf Unwissen beruhenden Vorurteilen dem Bevölkerungsteil gegenüber, der – das wagen wir kühn zu behaupten – über Jahrhunderte hinweg das Hirn, das Herz und der Verstand des deutschen Volkes gewesen war, bis dieses Volk in aberwitziger Umnachtung beschloss, sich selbst zu encephalotomieren.

Die Wunde, die es sich selbsterstörerisch mit der Vernichtung des deutschen Judentums schlug, wird trotz der Neuansiedlung jüdischer Gemeinden nie verheilen.

Des ungeachtet aber leistet das „Jüdische Brandenburg“ einen wertvollen und nicht zu unterschätzenden Beitrag zu einem aufgeschlossenen und auf Vertrauen basierenden Neuanfang, indem es einer Brückenfunktion gerecht wird – einer Brückenfunktion zwischen der Vergangenheit und der Zukunft einerseits, und andererseits zwischen dem Judentum und dem Land, dass seine jüdischen Söhne und Töchter einst aus einem in Ewigkeit nicht zu verstehenden Grunde verstieß, peinigete, demütigte und letzten Endes während einer bis dahin nicht gekannten Shoah ermordete, bis es nunmehr und hoffentlich für immer zu der Einsicht gelangte, dass ein starkes und voll integriertes deutsches Judentum essentiell für das Fortbestehen der deutschen Nation in ihrer über zehn Jahrhunderte aufgebauten Identität ist.

Der Preußische Landbote schätzt sich glücklich, dieses Buch seinen Beständen zuordnen zu dürfen und weist ihm einen besonderen Ehrenplatz in seiner Bibliothek zu.

## Mariechen saß weinend im Garten

### Aus der Reihe „Märkische Leselust“ am Brandenburger Theater

Kotofej K. Bajun

**E**in Jüngling liebt ein Mädchen. Sie ihn aber nicht. Er bringt sie um. Die Gerichtsbarkeit wird seiner habhaft und schickt ihn ihrerseits aufs Schafott. Zwei junge Leben ausgelöscht. Das Publikum lacht...

Halt mal, wie war das eben? Ja, ja, Sie lasen richtig – das Publikum lacht. Ich sehe Sie erleichen, verehrte Leserin, verehrter Leser. Man treibt zu Brandenburg an der Havel Scherz mit dem Entsetzen?

Nein, nicht doch, fassen Sie sich. Wir reden hier von einer Moritat – vorgetragen in der Reihe „Märkische Leselust“ am Sonntag dem 06. April 2008 im Großen Foyer des Brandenburger Theaters.

Wir würden uns gerne schmeicheln, daß das Publikum unsere Appelle, diese Kulturinstitution doch ja nicht zu versäumen, gehört und befolgt hat.

Doch rasch sei der unverdiente Lorbeerkrans denen zugereicht, deren Häupter er in Wahrheit zieren muß: einem Sextett, das uns einen wundervollen Frühlingssonntagnachmittag bescherte, bestehend aus – Sie ahnen es – unserem Hans-Jochen Röhrig, Frau Rita Herzog am Klavier, den Damen Nadine Schori und Gabriele Näther und den Herren Moritz Führmann und Frank Bettinger.

Da schreibt der Leiter dieser Reihe „Märkische Leselust“ auf den Flyer der Veranstaltung: „Was wir von der Sonne lernen wollten: wenn sie kommt, dann strahlt sie.“

Wir wollen das etwas abwandeln, lieber Herr Röhrig: „Wenn Sie und Ihre Truppe kommen, dann strahlt ihr Publikum.“ Ein an diesem Nachmittag geschätzte 150 Seelen starkes Publikum! Ein einziger Stuhl blieb frei. Muß man mehr sagen...?

Man muß nicht. Aber wir wollen die Feder nicht aus der Hand legen, ohne Frau Näthers Sopran unsere Referenz zu erweisen. Hatte nicht Udo Lindenberg in seinem Liede über Elli Pirelli vom Regensburger Opernhaus das Wort vom Orkan-Organ geprägt? Er hat. Und hätte er nicht, spätestens hier wäre die Zeit dieser Wortschöpfung gekommen.

Diese Stimme, herrlich und geschult, brauchte keine Mikrophone, sowenig wie der wohltönende Baß Herrn Führmanns. Aber wir greifen vor. Natürlich sollten wir zunächst erzählen, worum es überhaupt ging.

Gehört sich schließlich so. „Mariechen saß weinend im Garten – Küchenlieder und -gedichte, Texte aus der „Gartenlaube“ – diesem Motto hatte Herr Röhrig die Aprilvorstellung anheim gegeben.

Die „Gartenlaube“..., hmm! Lassen Sie uns mal in den Erinnerungen kramen! Da war doch mal was. Richtig, da haben wir es: Vater Tucholskys Märchendrache aus den „Träumereien an preußischen Kaminen“ las die „Gartenlaube“ und die Eschstruth, die Marlitt, den Scheler und den Sombart und H. St. Chamberlain „und war seitdem etwas wirr im Kopf, aber sonst ein stattlicher alter Herr...“

Also von daher. Und genauso, genau in diesem Sinne übersetzte das Ensemble die Beiträge, die es diesem vor hundert Jahren weitverbreiteten Magazin entnommen hatte. Jetzt dürfte klar sein, warum ein permanentes

Gekicher und Gelächter durch das Publikum hindurchwehte. Hoffentlich lachen unsere Urenkel nicht eines Tages in dieser Manier über uns! Diese Melange von Bänkelsang, Moritaten, Kochrezepten, Leserbriefen, Anzeigen, Grabsprüchen und mehr oder minder intelligenten Witzen – vorgetragen mit einer bierernsten Albernheit – gibt es schon eine Karl-Valentin-und-Lisl-Karlstadt-Medaille?

Diese sechse hätten sie verdient, weiß Gott. Da flirtete unsere geliebte Nadine Schori über die kleine Bühne, manchmal ganz in persona, manchmal nur mit den Augen, den unergründlich tiefen braunen, die nur für sich genommen ausreichen würden, die XVII., XVIII. und XIX. Legion des Publius Quinctilius Varus in sich vergehen zu lassen – Arminius hätte keines Teutoburger Waldes bedurft, hätte Heldengattin Thusnelda diese Augen, dieses Temperament, dieses Talent besessen.

Just das ist die Essenz, die ein alter ermüdeten Faun braucht, um aufzuwachen und wieder voller Neugier auf die plätschernde Schönheit dieser Welt zu blicken. Die Herrn Röhrig, Führmann und Bettinger setzten die maskulinen Kontrapunkte zu dem verspielten Treiben, das doch so viel Kunst, so viel Können in sich barg.

Und wenn Frau Herzog von ihrem wuchtigen Instrument doch oft völlig unverdient in die Außenposition abgedrängt wird – hier konnte sie sich mit einbringen und offenbarte, daß sie noch weitaus mehr kann, als dem Piano die lieblichen und die schalkhaften Töne zu entlocken. Schaurig geht es zu in den Texten der Couplets und das Publikum lacht und klatscht und lacht und klatscht.

Meinen Notizzettel bemühe ich vergebens: Als ich schreiben wollte, kullerten Tränen über die Wangen, der Bauch wackelte, die Hand weigerte sich zu gehorchen. Dennoch, irgendwas kann ich entziffern: Wie es den Mimen nur möglich ist, bei ihrem Vortrag selbst mit ernster Mine – ein ganz klein wenig karikiert nur – dreinzublicken...

Wie diese Truppe das Publikum mitreißt und alle Sinne an den sechsen kleben... Wie sie Akzente setzen gegen den alltäglichen immer flacher werdenden „Humor“ aus den sogenannten TV-Sitcoms... Wie es einfach nur schön ist, diesem kunstreichen Spiel zu folgen...

Ein paar Stunden vor der „Märkischen Leselust“ hatte das heimische Kulturradio zu einer Matinee ins Altstädtische Rathaus geladen. Junge Musici im Alter zwischen 13 und 18 Jahren von begnadetem Talent brachten ihre Stücke zum Vortrag. Es war wirklich sehr beeindruckend.

Dennoch, den jungen Künstlern fehlte noch etwas: Anscheinend glaubten sie allesamt, mit ihrer Profession einer tiefgreifenden Seriosität verpflichtet zu sein und so standen sie denn vor ihren Zuhörern wie eine Riege byzantinischer Ikonen, würdige Greise von 16 Jahren. Kein Lächeln auf dem Gesicht... Im Brandenburger Theater aber sahen wir dann Musenkinder, die nicht nur ihr Metier vollendet beherrschen sondern auch die Kunst, wahrhaftig Glückseligkeit, Spaß und Freude zu verbreiten.

Und so wollen wir uns denn mit einem dicken Kompliment bedanken: Würde es heute den Fernsehapparat erwischen, wir würden es mit einem Achselzucken registrieren und nichts missen – wir haben an einer Unterhaltung teilgehabt, die uns kein Fernsehprogramm auch nur annähernd in gleicher Qualität bieten könnte. Nicht vor uns, ihrem Publikum, müssen sich solche Künstler am Ende der Vorstellung verneigen. Dem Ensemble sei von unserer Seite ein formvollendeter Kratzfuß dediziert. Den haben sie sich verdient.

## Mord im Schloß Charlottenburg

### Aufführung von „Königsblau“ in königlicher Umgebung

Kotofej K. Bajun

Ob der König sich das wohl hat träumen lassen? In einem seiner Lieblingsschlösser, in Charlottenburg nämlich, fand am Abend des 31. August 2008 eine weitere Aufführung von „Königsblau“ statt. Den Lesern des Landboten ist „Königsblau“ natürlich ein stehender Begriff – handelt es sich doch um den Paradekrimi aus der Feder des großartigen Tom Wolf, der mittlerweile den Sprung auf die Theaterbühne schaffte. Fand die letzte von uns besuchte Aufführung noch Unter den Linden, im Kronprinzessinnen-Palais statt, so zog das Ensemble auf Vermittlung der IMA GE Berlin in die Galerie der Großen Orangerie des Schlosses.

Nun hatte dieser Spielort sicherlich einige Einbußen gegenüber dem Kronprinzessinnen-Palais zu verkraften. Die Länge des Raumes bedingte beispielsweise die gummiartige Erweiterung der Szenenbilder, die für randsässige Zuschauer nur mäßig zu verfolgen waren. Die Mimen aber holten alles wieder heraus. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf unseren Bericht vom 31.10.2006, nachzulesen im 3. Volumen der Rubrik „Bücher, Kultur“ des Landboten, auf den wir in der Fußnote verweisen. Das Ambiente, in welches diese Aufführung vor etwa 60 Gästen eingebettet war, kann man nur als atemberaubend bezeichnen.

Wenn die Kanonienstiefel des besten Königsdarstellers seit Gustav Knuth über den Fußboden der Galerie donnerten, war man stets versucht Haltung anzunehmen. Wenn da nicht die rein physische Größe auf die Unterschiede der beiden Persönlichkeiten hingewiesen hätte, Herr Grünig wäre wohl als Doppelgänger am preußischen Hofe engagiert worden. Herr Gottschalch bewies ein weiteres Mal, dass Tom Wolf sich die Figur des Honore Langustier nicht aus den Fingern gesogen haben kann.

Sollte es sie wirklich nicht gegeben haben, so musste sie wohl für diesen Schauspieler erfunden werden. Ansonsten wäre der preußisch-hugenottischen und der Theaterwelt etwas verloren gegangen. So ein Tausendsassa, so ein behütender und glückender Vater, so ein hervorragender Franzose – wir können nur hoffen, dass sowohl er als auch seine nicht minder brillanten Kollegen eine adäquat fürstliche Gage erhielten – sie waren als Ensemble so auserlesen wie die Tafel und die Tafelmusik. Charmant und lebhaft, Maries Getänzel, ihr unbeholfener von Beeren, ein herrlich wahnsinniger Andersohn (Theaterstückautor Holger Schulz) und ein Jordan, wie man sich den Bibliothekar von Rheinsberg vorstellt, den es auf Dieter Glietschs Sessel verschlagen hatte.

Wir hätten uns allerdings während des wirklich superben Drei-Gänge-Menüs eine etwas präsentere Tafelmusik gewünscht. Möglicherweise wäre die royale Atmosphäre dadurch noch intensiver zur Geltung gekommen. Die beiden Musici in ihren Rokoko-Kostümen leisteten ja wirklich Bezauberndes. Nur während des Dinners blieb die musikalische Untermalung eben etwas zu gedämpft.

Bleibt resümierend festzustellen: Herr Wolf ist der begnadete Krimiautor des alten Preußens, der sowohl in seinen Büchern als auch in der Bühnenfassung des Herrn Holger Schulz den unwiderstehlichen Zauber der friderizianischen Epoche erfasst, die uns Preußen noch bis heute in unserem täglichen Leben prägt. Dafür sei den Autoren des Buches und des Stückes, dem hervorragenden Ensemble und dem Veranstalter unser Dank mit zierlichem Kratzfuß dargetan. [siehe auch den Artikel „Königsblau im Opernpalais vom 31. Oktober 2006“ Kultur 3. Volumen]

## Sommer vorm Balkon

### ein Film von Andreas Dresen nach einem Drehbuch von Wolfgang Kohlhaase

K. K. Bajun

Der anspruchsvolle deutsche Film mit Tiefgang gibt sich einfach nicht geschlagen. Immer wenn er von Tonnen unsäglichen Schwachfugs auf Zelluloid aus deutschen Studios erstickt zu werden droht, meldet er sich erneut mit einem ganz großen Rundumschlag zurück.

Leider wird für jeden Mist aus Hollywood mehr Werberummel veranstaltet als für diese Preziosen. Und so kam es, daß der deutsch-französische Kultursender ARTE, bekannt für seinen erlesenen und feinsinnigen Geschmack, uns dieses einheimische Meisterwerk an die Gestade unserer Redaktion spülte.

Wissen Sie, ein Film muß schon etwas ganz besonderes sein, wenn der Chefredakteur und sein Vize unisono nach wenigen Szenen gemeinsam in Richtung des Volontärs bläken: „Besorgen! Umgehend eine DVD besorgen! Kosten sind wurscht!“ Der Volontär besorgte und ganze zwei Tage später lag der Film auf dem Schreibtisch der Kulturredaktion.

Berlin, nun freue Dich: In diesem Werke wurde deine Seele besungen, das wahre, das echte, das unverfälschte Berlin. Also, wo könnte die Handlung authentischer angesiedelt sein als in der Nähe Schönhauser, dort, wo der Prenzlauer Berg beinahe auf Pankow trifft? Hier steht das Eckhaus, die Berliner Mietskaserne, die für diese Gegend so typisch ist: Vier Stockwerke, elend hohe Zimmer, jede Treppenhausbewältigung eine sportlich-bergsteigerische Herausforderung. Ganz oben wohnt Nike (Nadja Uhl). Nike ist mobile Altenpflegerin mit großem Herz und ohne Helfersyndrom. Es ist anrührend zu sehen, wie sie mit ihrem Drahtesel zu ihren Patienten durch die Berliner Straßen flitzt. Ach, das Mädchel ist zum Verlieben... Dennoch ist sie solo – im Film zumindest. Solo ist auch ihre Freundin, die 39 ½ jährige Katrin (Inka Friedrich), die einst aus Freiburg im Breisgau in die „Neuen Bundesländer“ geheiratet hatte, nun mit ihrem etwa 12jährigen Sohn Max (Vincent Redetzky, machte eine Spitzenfigur!), im Parterre des Hauses lebt und sowohl arbeitslos als auch Alkoholikerin ist.

Beide Frauen suchen einen Kerl, der zu ihnen paßt. Ein 40-Tonner, der Katrin auf der Straße beinahe überrollt, spült ihnen dann auch Ronald (Andreas Schmidt) in die Arme. In denen von Nike bleibt er zunächst hängen. Nun, wir wollen nicht verschweigen: Das Mädchen hatte schon ganz schön an der Angel gezogen.

In der Hauptsache dreht sich der Stoff um das Wesen und den Bestand der Liebe. Ist sie nur ein vegetativer Prozeß, ausgelöst und kontrolliert von Neurotransmittern und Hormonen – oder ist sie etwas Bezauberndes, Kribbelndes, Magisches, was das Zeug hat die Jahrhunderte zu überdauern? Zwei Patienten Nikes, die alte, Akkordeon stümpernde Helene (wunderbar gespielt von Christel Peters) und Oskar (Kurt Radeke) lassen das Thema ebenfalls anklingen. Aber zu diesen beiden kommen wir noch.

Der Film wird vom deutschen Nachrichtenmagazin Spiegel als warmherzige Komödie bezeichnet. Das beweist, daß der Westen des Vaterlandes bloß mal wieder die Hälfte begreift. Es ist im eigentlichen Sinne eine Tragikomödie ohne rechtes Happy End. Es ist tragisch, nicht komisch, den überaus realitätsnah gezeichneten Weg Katrins vom Komasaufen vor dem heimischen Kühlschrank über die Notaufnahme vom St. Joseph-Krankenhaus in Weißensee hin zur stationäre Therapie zu verfolgen. Die schauspielerische

Leistung von Frau Friedrich während dieser Szenen, besonders auf der Liege der Notaufnahme, ist allenthalben einen Oscar wert. Wobei sich die Frage aufdrängt: Ist der Oscar überhaupt eines solchen Filmes wert? Cannes, wo ist Dein Profil, wenn dieser Film nicht vertreten, geschweige nominiert ist?

Sicher, hier wird ganz fokussiert Berlin besungen – ein Berlin, wie es kaum noch die Zugereisten verstehen dürften und wie es die Sachsen, Schwaben und Württemberger in der Mehrzahl nicht mehr berührt. Na und? Es ist die überragende Leistung aller, wirklich aller beteiligten Mimen, die die Bedeutung des Lokalkolorites völlig vergessen läßt.

Einem ihrer alten Patienten, der fast bewegungslos an's Bette gefesselt ist, wechselt Nike die Windeln, wischt ihm den Hintern ab, gibt ihm zu trinken. Helene kippt samt Akkordeon beim Spielen ganz plötzlich vom Stuhl und ist tot, ein barmherziger Bruder Tod nimmt ihr sachte die Finger von den Tasten des 120bässigen Instrumentes. Ja, so ist es und es ist gut so.

Da wird nichts ausgespart. Kein Anblick, nicht die Macken und Marotten der Alten, nicht das unsägliche Auftreten der Tochter Helenes (eine so was von authentische Barbara Bachmann) ihrer Mutter und Nike gegenüber, das ja so, so, so verbreitet ist. Wir kennen diesen herrischen Typ Mensch, der sich anmaßt seine Eltern im Alter zu infantilisieren, zu bevormunden, zu einer Art greiser Kinder herabzuwürdigen. Erklärbar zumeist, manchmal nachvollziehbar aber doch immer - abstoßend. Frau Bachmann, das mache Ihnen erst mal einer nach! Der Film seziert all die Charaktere mit meisterlicher Hand. Er karikiert, legt menschliche Schwächen bloß ohne zu ätzen, ohne herabzuwürdigen, kundig und sensibel – ach, das sind so diese Feen-Filme wie „Die wunderbare Welt der Amelie“ einer war.

Der alte Oskar... man kann sich der Tränen im Auge nicht erwehren, es ist ja alles so ungekünstelt, es ist ja alles so wahr. Nikes Angst und Entschlossenheit zugleich, als Oskar in seiner Wohnung von zwei jugendlichen Banditen überfallen wird – Frau Uhl, wie spielt man das?

Und dann diese seelische Zuwendung zu ihren Patienten, dieses Mit-dem-Herzen-bei-der-Sache-sein. Nike ist ein Heimkind, und doch ist in ihr ganz viel Gefühl, keine abgestumpfte menschliche Arbeitsmaschine verrichtet da vor unseren Augen ihre mechanische Arbeit an den Hilflosen. Das hier spielt sich von Mensch zu Mensch ab. Das hier, lieber Spiegel, ist nicht komödiantisch, das ist ganz großes Kino!

Die wohl am schwersten zu greifende Figur ist Roland. Vom Phänotyp her eher ein Spargeltarzan, knochig und hart konturiert – aber was er mit seiner beinahe quiekenden Stimme zum Besten gibt, hat einen unwiderstehlichen Charme, hat trotz aller Einfachheit der Aussagen ein hohes Niveau, hat etwas, bei dem die Weiber schwach werden. Der Kerl ist ein waschechter Mann – da gibt es gar keinen Zweifel. Hut ab, Herr Schmidt, Hut ab!

Vielleicht ist es vermessen zu behaupten, „Sommer vorm Balkon“ habe das für Berlin und den Prenzlauer Berg geleistet, was Amelie für Paris und den Montmartre tat. Dennoch, es gibt da entzückende Berührungspunkte, deren amüsanteste sicher die Gesichtszüge der beiden Frauen Amelie und Nike während der Luftnummern sind, welche ihre jeweiligen Sexualpartner ihnen im Bette angedeihen lassen. Beide Frauen, Amelie und Nike sind in hohem Maße attraktiv und unglaublich begehrenswert, beide auf der Suche, beide eingebettet in ihren Kiez, beide allein – das letztere scheint uns das einzig Märchenhafte dieses fulminanten Filmes zu sein. Eines Filmes, der Elemente von Komödie, Tragödie, Spiel- UND Dokumentarfilm in sich vereint, in einer Symbiose, die ihresgleichen sucht. Kein Schmus, kein Schmalz, kein Schmachtfetzen, keine bonbonfarbene Illusion – statt dessen Tiefgang,

cinéastisches Schwergewicht, Aussage, Romantik echt und unverfälscht und pur. Ein wenig schade ist, daß die Filmemacher auf die Szene verzichteten, in welcher der alte Oskar ein vermeintliches Pin-up-girl in einem Magazin küßt. Aber das ist kein Pin-up-girl, das ist in Wahrheit Jassir Arafat. Na gut, das wäre gewagt gewesen. Die Muselmänner sind da recht intolerant – aber im Konzert des humoristischen Feuerwerks dieses Streifens wäre eine weitere brillante Rakete explodiert!

„Sommer vorm Balkon“ ist ein Film zum Verlieben. „Sommer vorm Balkon“ ist ein Vertreter des Besten, was der deutsche Film zu bieten hat. Ein Muß für jeden, der Berlin und die Berliner liebt, und die Berliner Gören und die Liebe unter dem Berliner Mond. Applaus, Applaus. Standing Ovations!

## St. Petri Brandenburg/Havel

### Bauhistorische Untersuchungen

K. K. Bajun

Es könnte eigentlich die kürzeste Besprechung werden, die der Landbote jemals schrieb: Dieses Buch entspricht in jeder Hinsicht und vollumfänglich dem Gegenstand seiner Betrachtung. Punkt. Fertig.

Der Haken an der Sache ist der, daß diese „Besprechung“ nur für den Leserkreis aussagekräftig wäre, der den Gegenstand der Betrachtung ebenfalls kennt. Und gut kennt! Und da wären wir dann auch schon in medias res: Die St. Petrikapelle zu Brandenburg an der Havel führt wohl mit Sicherheit das ungerechtfertigste Schattendasein aller Brandenburger Baudenkmäler.

Die Gründe dafür liegen beinahe auf der Hand: Wer schaut schon nach dem zehn Jahre alten 3er Golf, wenn daneben ein Phaeton steht. Das würde sich erst ändern, wenn man denn wüßte, daß der 3er das ehemalige Privatfahrzeug des Heiligen Vaters ist. Doch kein Schild, kein Hinweis macht den Besucher auf diesen denkwürdigen Umstand aufmerksam.

Leider ist auch dieses Buch – und das ist nun wirklich der einzige Wermutstropfen, den wir fanden – ob seiner nüchternen Bestandsaufnahme kaum geeignet, sich selbst und sein Kapellchen einem größeren Kreise vorzustellen. Der sachlich-wissenschaftliche Tenor ist dem Kontext der Zeit geschuldet und somit beinahe zwangsläufig für den berüchtigten Elfenbeinturm geschrieben. Völlig entbehrt er der Prosa der großen Stadthistoriker Grasow und Tschirch, welche man schon mal in der abendlichen Mußestunde vor dem Kamin bei einem guten Schoppen Rotwein liest.

Das ist etwas schade, denn geschrieben ist es ausgezeichnet. Was die trocken anmutende Darstellung an Informationen über das verkannte kleine Bauwunder anbietet, ist enorm. Zu bescheiden, zu modest! Hervorragend farbig gestaltete Farbzeichnungen, Aufrisse und sehr aussagekräftige Schwarz-Weiß-Aufnahmen mit dazugehörigen Lageskizzen lassen keinen Quadratmeter des Bauwerkes unberücksichtigt. Selbst die Maße der verwendeten Ziegel werden tabellarisch aufgelistet.

Natürlich ist an dieser Stelle schon klar, an wen sich das Werk wendet – an fachkundiges Publikum. Dies aber ist dünn gesät. Das treibt die Auflagezahl nach unten und den Preis nach oben. Beides ist der Verbreitung sowohl des Buches als auch des Bekanntheitsgrades der Kapelle nicht eben förderlich.

Deshalb wollen wir an dieser Stelle einmal deutlich formulieren, worum es sich hier eigentlich handelt. St. Petri ist mit h"ochster Wahrscheinlichkeit die in Stein gegossene Nachfolgerin der einstigen Burgkapelle der Brandenburg. Hier, hier, hier ist die Wiege der Mark, nicht ein paar Meter weiter nord"ostlich der von uns desungeachtet sehr geliebte Dom! Der ist "uber die alten Burgw"alle hin"uber gebaut, was seiner Statik "ubrigens sehr zu schaffen macht. Als am 11. Oktober 1165 die Bauarbeiten am heutigen Dom begannen, sein mutma"sslicher Vorg"anger verschwand anla"sslich des Gro"sen Wendenaufstandes von 983 spurlos, da gab es bereits eine Burgkapelle, die dem Heiligen Petrus geweiht war. Sie stand inmitten der alten Burganlage, der Feste Brandenburg, des Stolzes der Stodoranen, die von den Sachsen Heveller genannt wurden, das Herz des m"achtigen Gaus Heveldun. Dieser Bau war die Grablege des zum Christentum konvertierten letzten wendischen Knezen, des F"ursten Pribislaw-Heinrich und seiner Frau Petrusa. Mit gr"o"ster Wahrscheinlichkeit ruht die heutige St. Petrikapelle auf den Fundamenten dieses Vorg"angerbaus. An diesem Orte wurden die Weichen f"ur die weitere Entwicklung der Mark gestellt. Das mu"ss man den Leuten klar machen! Und sei es im Vorwort. Warum nur soviel vornehme Zur"uckhaltung in Wortwahl und Darstellung?! Da mu"ss Herz rein, Begeisterung, Liebe, Enthusiasmus!

Nat"urlich macht der gewaltige Dom daneben weitaus mehr her – optisch, architektonisch, ausstattungstechnisch (welch h"assliches Wort...) Die Blicke der Besucher werden immer zun"achst auf ihn fokussiert bleiben. In der Bischofskirche tummelt sich das Leben, dort kann Direktor von Schnurbein mit Sch"atzen in seinem Dommuseum aufwarten, dort weisen die Nachfolger des gro"sen Sch"o"fler das "alteste Archiv der Mark Brandenburg vor, dort finden Festveranstaltungen und Konzerte statt. Nimmt der Besucher St. Petri wahr, wenn er sein Automobil vor dessen Kirchgartenmauer abparkt? Manchmal ruckelt jemand an der zumeist verschlossenen T"ur. Die Ausstellungen unter dem "uberw"altigenden Zellengew"olbe, welches in seiner Sch"onheit an die Werke des genialen Arnold von Westfalen auf der Me"i"ssner Albrechtsburg erinnert, sind sp"arlich, die Aufsichtskr"afte sind es in einem noch gr"o"sseren Ma"sse. Propaganda tut not, Promotion, Trommeln und Trompeten! Das kann nat"urlich eine bauwissenschaftlich gehaltene Abhandlung nicht so recht leisten. V"ollig klar. Soll sie ja auch nicht. Ist nicht ihre Bestimmung. Deshalb sei ihr an dieser Stelle unter die Arme gegriffen.

Das Buch selbst – eine Preciose wie die Kapelle selbst. Wir sagten es schon. Vielleicht sollte man vor der Lekt"ure ein paar Mal mit dem Bauhistoriker Jens Christian Holst durch altes Gem"auer gegangen sein, um dem Duktus der Texte ad"aquat folgen zu k"onnen. Wenn man dann aber mit L"aufern und Bindern, Gesimsen, Platten und Kehlen, K"ampfern und Friesen etwas anzufangen weis, dann erschlie"st sich einem der ganze ungeheure Reichtum dieses Kleinods. Dann liest sich das Ganze ungeheuer spannend. Man kann das Geb"au quasi auf einer virtuellen Zeitreise begleiten. Das Bauwerk wird in einem Ma"sse erlebbar, wie es weder die blo"se Betrachtung noch selbst eine kundige F"uhrung vermitteln k"onnte. Da"ss St. Petri dieses Werk gewidmet ist, k"onnte helfen, die kleine sakrale Kostbarkeit bez"uglich des Bewu"stseins der Brandenburger und ihrer G"aste „intra muros“ zu expedieren. Beiden, Buch und Bauwerk, seien also an dieser Stelle w"armsten Herzens empfohlen und viel Resonanz gew"unscht.

St. Petri Brandenburg/Havel

Bauhistorische Untersuchungen

J"org Richter, Lennart Hellberg, Architekturb"uro Padberg & Partner

Hrsg. Helmut Reihlen f"ur das Domstift Brandenburg

Verlag Schnell + Steiner

1. Auflage 2007

ISBN 978-3-7954-2017-8

€ 39,90

## Brandenburg an der Havel

### Lexikon zur Stadtgeschichte

Michael L. H"ubner

Von den "uber 200 B"uchern, Theater- und Filmvorf"uhrungen, Gem"alden und Kunstgegenst"anden, die wir in den f"unf bisherigen Jahrg"angen des Landboten besprachen, entzieht sich das j"ungst erschienene Brandenburger Stadtlexikon am vehementesten einer objektiven Kritik. Das erkl"art sich aus mehreren Ursachen. Zum einen w"are der Autor dieses Beitrages sicherlich auch unter den Verfassern des Stadtlexikons zu finden gewesen, h"atte man ihn fr"uher mit dem Projekt zusammengebracht. Als er dann angesprochen wurde, befand sich das Werk bereits in der Endredaktion. Nun dr"angt sich bei jedem kritischen Worte der Verdacht auf, es sei vom Neid des zu kurz Gekommenen in die Feder diktiert.

Weitaus gravierender aber wirkt hinein, da"ss der Autor dieses Beitrags selbst seit Jahren ein begeisterter Enzyklop"adist ist, eingeschriebener Wikipedianer, der bis dato 22 selbst"andige Artikel zu Brandenburg an der Havel verfa"st hat und am Artikel "uber die Stadt Brandenburg an der Havel st"andig und signifikant mitarbeitet. Einige Abschnitte dieses Artikels stammen beispielsweise komplett aus der Hand des Autors dieser Besprechung. Also, Konkurrenz bewertet Mitbewerber? Auch dieser Verdacht k"onnte sich aufdr"angen. Nat"urlich spielen beim Durcharbeiten des vorgelegten Buches Vergleiche und Erw"agungen eine Rolle, die aus der v"ollig unterschiedlichen enzyklop"adischen Herkunft resultieren. Da macht sich der Gnatz dar"uber grollend Luft, da"ss die Online-Enzyklop"adie f"ur seri"ose Wissenschaftler noch immer offiziell in der zu ignorierenden Schmutzdecke verharren mu"ss, obgleich sie, was Informationsgehalt, Inhaltskontrolle und Dynamik betrifft, selbst in ihrer deutschen Ausgabe bereits die Encyclopaedia Britannica "uberfl"ugelt. Nur das geschriebene Wort z"ahlt. Diese Einstellung setzt nach unserem Verst"andnis bereits Moos an. Und so betrachten wir denn auch das Stadtlexikon mit nachdenklichen Augen.

Zun"achst aber stellen wir fest: Es ist eine ungeheure Flei"ssarbeit und ein koordinatorisches Meisterst"uck. Um die beiden herausgebenden Herren He"ss und Geiseler als profilierte K"onner auszuweisen, taugt es allemal. Dennoch, f"ur den Wikipedianer, der sich dar"uber im klaren ist, da"ss die lernende Jugend mit t"aglich wachsendem Anteil das Internet nutzt und die B"ucher im Regal bel"ast, offenbaren sich die Schw"achen dieses – durchaus stabileren und bodenst"andigeren Gutenberg'schen Mediums. Nun hat Herr He"ss w"ahrend seiner Rede anla"sslich der Vorstellung des Buches in der Brandenburger Domaula die zu erwartenden Kritikpunkte schon vorweggenommen, als er ausf"uhrte, da"ss Finanz- und Zeitrahmen dem Werke inhaltliche Grenzen setzten. Den Finger aber auf diese wunden Punkte zu legen, hei"st jedoch noch nicht, diese Schw"ache bereits evaluiert zu haben.

Da hat die Havelk"onigin einen Eintrag. Die ob der Kontinuit"at und Originalit"at ihrer Person weitaus bedeutendere Zickenmutter aber nicht. Wir wollen etwas "uber Ratzenwall, Katzenbatterie, Klappgasse und Seitenbeutel erfahren und finden diese Worte nur anderen Ortes – wenn "uberhaupt. Aber das ist Brandenburg! Wo war der Bullenhof? Was waren die Hohen St"ucken vor ihrer Erstbebauung in den Siebzigern des letzten Jahrhunderts? Was hat es auf sich mit der von Otto Bernhard Wendler besungenen Kolonie Erdengl"uck? Wo ist das gotische Haus des Katharinenkirchplatzes, welches vor weit "uber einhundert Jahren niedergelegt wurde und von dem uns nur die legend"aren mittelalterlichen Putzritzzeichnungen erhalten geblieben sind. Wo finde ich Informationen "uber das Friedrich-Denkmal vom Nikolaiplatz? Warum wurde das Carpozow'sche Portal aus der Steinstra"e zum Bisch"o"flichen Hof verlegt? Viele andere verschwundene

architektonische Kostbarkeiten finden keine Erwähnung. Der romantische Schleifergraben ist keinen Eintrag wert? Warum findet das Neue Tor der Neustadt unter seiner volkstümlichen Bezeichnung Ehebrector keine Erwähnung? Des großen Fraenger, der nach dem Kriege die Brandenburger Volkshochschule begründete, wird wahrhaftig nur ein einziges Mal beinahe beiläufig gedacht? Zeus, bedecke Deinen Himmel! Wie hießen die drei Türmer-Gesellen, die beim Einbruch des Katharinenkriechturmes im Jahre 1582 wunderbarerweise überlebten? Ihre Namen sind doch überliefert. Das würden wir gerne in einem Stadtlexikon nachschlagen.

Was ist die Havelkönigin? Welche Bedeutung hat sie für die Stadt, woher kommt ihr Amt und diese Bezeichnung, seit wann existiert beides, welche Rolle spielt sie? Man versetze sich in die Lage eines Ortsfremden, der diese Fragen stellt. Eine Leserin kommentierte das Werk gegenüber dem Landboten mit den treffenden Worten: „Einmal reingeschaut und Tausend Fragen!“ Dem läßt sich kaum etwas hinzufügen. Wir wollen die Aufzählung der uns auf den ersten Blick ins Auge gesprungenen Lücken an dieser Stelle beenden. Sie ließe sich noch eine ganze Weile fortsetzen. Nur noch dieses: Die Wüstungskarte ist inkomplett – wir finden das Dorf Derenthin nicht und nicht das Dorf Beetz, das doch unserem bekanntesten See seinen Namen lieh; das Deutsche Dorf wird als Stutzdorf nicht genannt, Steenow wird als hochdeutsch Steinau deklariert, obgleich dem Landboten keine Urkunde bekannt ist, in der dieses im Mittelalter wüst gefallene Dorf der Neustadt Brandenburg jemals so genannt wurde. Daß es heute Steinau heißen würde, wenn es denn noch existierte, ist eine sicherlich begründete Mutmaßung. Aber Mutmaßungen haben in Lexika nichts verloren.

Viele der vorhandenen Informationen gehen nach unserem Verständnis nicht ausreichend in die Tiefe. Uns Wikipedianern ist es ein Leichtes, solche fehlenden Informationen einzufügen. Es spielt keine Rolle, ob ein Artikel zu einem Stichwort fünf oder sechs Druckseiten lang wird. Wir brauchen kein Glanzpapier, keinen Setzer, keine Distribution. Die Verlagshäuser wird das nicht freuen. Es ist aber nun mal die Zukunft. Für einen Brandenburger Oberschüler, der, heimatgeschichtlich völlig unbedarf, sich im Rahmen einer Hausarbeit der Substanz Brandenburgs zu nähern sucht, ist das Stadtlexikon ein guter Einstieg. Es sollte in jeder Brandenburger Schulbibliothek präsent sein. Aber es ist eben nur ein Einstieg, kein Standardwerk. Es krankt an denselben Symptomen wie das legendäre „Stahl und Brennbabor“: Wenn man es als Kenner braucht, dann verläßt es seinen Benutzer.

Doch soll dieses harte Urteil nicht unabgemildert stehen bleiben. Hinter beinahe jedem relevanten Artikel steht ein gutes Quellenwerk verzeichnet, welches ein Weiterforschen ermöglicht. Das Bildmaterial ist umfangreich und eröffnet dem Leser einige Ansichten, die vordem schlichtweg nicht erreichbar waren. Allerdings sind die beigegefügte Farbtafeln nur höchst unzureichend erläutert. Der Anhang ist ausgezeichnet und übersichtlich. Das steht unzweifelhaft auf der Habenseite des Lexikons. Der Historische Verein Brandenburgs an der Havel, dem der Verfasser dieses Beitrages ebenfalls angehört, hat mit dieser Publikation seine Leistungsfähigkeit unterstrichen und der Stadt im Land zum 850. Landesgeburtstag ein repräsentatives und veritables Präsent überreicht. Davon kann dann auch die Stadtregierung einiges profitieren, denn nun hat sie ein Buch in der Hand, das sich Gästen und verdienten Bürgern der Stadt mit gutem Gewissen überreichen läßt.

Brandenburg an der Havel  
Lexikon zur Stadtgeschichte  
Udo Geiseler und Klaus Heß (Hrsg.)  
Lukas Verlag Berlin 2008  
ISBN 978-3-86732-001-6  
448 S., mit farb. Abb.

## Taiko

Yoshikawa Eiji

Akinokawa Michi san

„E in Roman“ steht auf dem Umschlag dieses 860 Seiten starken Wälzers geschrieben. Nun, „Roman“... irgendwie haben wir Westeuropäer eine andere Vorstellung von einem Roman. Lyrisches Geschichtsbuch von immenser Detailfreudigkeit, Biographie, Lehrbuch für Politik und japanische Geschichte der Zeit der kämpfenden Reiche – diese Attribute könnte man dem epochalen Werk von Herrn Yoshikawa eher zuschreiben.

Wer es von der ersten bis zur letzten Seite durchgeackert hat, der kann sich selbst wohl einen Samurai der Literatur nennen – denn er hat fürwahr einen harten Kampf gekämpft. Nicht das es sich trocken lesen würde. Dennoch, die endlose Aufzählung historischer Personen, Burgen, Schlachtfelder, Truppenbewegungen, Verhandlungen – das alles hat wenig Romanhaftes und ist etwas ermüdend, wenn man im Lesen Kurzweil und Zerstreuung sucht.

Ganz hervorragend aber ist das Buch geeignet, wenn man die zwischenmenschliche Dynamik erforschen möchte, die man gemeinhin „Politik“ nennt. Sie ist wahrhaft ubiquitär! Gemessen an ihren Regeln und Mustern sind die regionalen Unterschiede zwischen dem Feudalismus Alt-Japans und dem anderer Länder und Erdteile vernachlässigbar. Ganz im Gegenteil mutet das historische Szenario, welches Herr Yoshikawa vor unseren Augen entwirft, erstaunlich modern an. Mit anderen Worten: Wer den „Taiko“ gelesen hat, der versteht, wie es zugeht in Politik und Wirtschaft. Der versteht, wie unsinnig das pseudowissenschaftliche Geschwafel der Kommunisten von den zukünftigen Weltordnungen der Gleichheit unter den Menschen ist. Der Nackte Affe organisiert sich immer und immerdar nach feudalen Grundprinzipien und selbst der Kapitalismus und der Imperialismus sind nur Spielarten dieser Gesellschaftsordnung. Sicher, die Faktoren, welche das Wesen der jeweiligen Gesellschaft determinieren, ändern sich. Land wird als Zahlungsmittel gegen Geld ausgetauscht, Geschenke gegen Vergnügensreisen.

Koalitionen, Verträge und Vertragsbrüche, Unterstützung und Bekämpfung – all das mag heutzutage in etwas sublimeren Gewändern einher kommen. Aber es doch ewig dasselbe. Eben darin liegt die große Bedeutung des Romans „Taiko“. Historische Abhandlungen werden meist nur von einem engen Personenkreis gelesen und diskutiert. Biographien geben selten ein komplettes Bild der Persönlichkeit im Kontext ihrer Umgebung ab. Lehrbücher entbehren in aller Regel der Wucht farbiger und lebendiger Darstellung. Dieses Buch aber vereinigt all diese Eigenschaften in sich. Vergleichbar ist unseres Wissens eventuell das Buch „Mazarin“ von Paul Guth. (Der Landbote berichtete.) Dennoch – um es mit Freude und Genuß zu lesen, sollte man sich im Vorfeld mit der japanischen Welt, der Geisteshaltung, der Sitten und Gebräuche, der Geschichte und dieser fernöstlichen Hochkultur im Allgemeinen auseinandergesetzt haben. Sonst bleibt vieles unverständlich.

Wer den „Taiko“ liest, der wird, wenn er denn verstanden hat, mit Röntgenaugen hinter die Kulissen der Politik zu schauen befähigt sein, wie dicht diese auch immer gesponnen sein mögen. All die Lügen, Schönrederei, Schönfärberei, all das Gespinnst, das verschleiernd die wahren Aktivitäten von Politikern und Wirtschaftskapitänen an den Schalthebeln der Macht bemänteln sollen, schwinden zwischen den Zeilen dieses Werkes der Weltliteratur dahin, wie der Nebel in der Morgensonne. Es tut dem Ganzen auch kaum Abbruch, daß sich der Autor doch sehr parteiisch den Oda, Fürst

Hideyoshi selbst und dessen Nachfolger Tokugawa Iyasu empfiehlt, obgleich doch alle drei Geschlechter zur Zeit der Niederschrift des Romans keine Rolle mehr spielten. Es ist wohl das Erbe, diese großartige Hinterlassenschaft der drei Männer Oda Nobunaga, Hideyoshi und Tokugawa Iyasu, welche diese Personen in der Rückschau über jeden Zweifel erhaben sein läßt. Sie wurden alle drei vergöttlicht und Herr Yoshikawa wird den Teufel tun, an diesen Denkmälern herumzukratzen. Seine japanische Leserschaft würde ihm das nicht verzeihen. Und obgleich der Autor auch für die ehemaligen Gegner der drei Reichseiniger lobende Worte findet, so für den legendären Shingen Takeda, so kommt doch eine nicht unerhebliche Unwucht in die Erzählung. Trotz der immensen Detailversessenheit will man Herrn Yoshikawa nicht mehr so recht einen übermäßigen Hang zur Objektivität zutrauen. Das ist ein wenig schade. Aber es trübt unseren Gesamteindruck von diesem Buch nur unerheblich.

Wie viele der vom Landboten besprochenen Werke der Literatur wird auch dieses niemals auf den Bestzellerlisten landen. Aber gerade das dünkt uns ein Zeichen seiner überragenden Qualität.

## Totenkult und Jenseitsglaube im Mittelalter

### Direktor von Schnurbein führte durchs Dommuseum

Scholcher M. Druckepennig

Am Mittwoch (13.08.2008) referierte Direktor Freiherr Von Schnurbein vom Dommuseum über Jenseitsvorstellungen und Jenseitsvorsorge im Mittelalter. Etwa ein Dutzend Gäste verfolgte den hochinteressanten Vortrag, der ein weiteres Mal beleuchtete, wie radikal sich die Welt unserer Vorfahren noch vor einigen Generationen von der unseren unterschied. In unserer säkularen Epoche würde es wohl kaum jemandem einfallen, einen großen Teil seines Vermögens für ein relativ sorgenfreies Leben nach dem Tode zu spenden, wie es ein märkisches Ehepaar beispielsweise vor etwa 500 Jahren tat: Summen im Gegenwert von rund 300 Rindern wechselten da den Besitzer. Dafür bekam man einen besonderen Begräbnisplatz, Fürbitten und Totengedenken. Erst mit der Reformation begann diese zuverlässig sprudelnde und von Seiten der Kirche mit geringem Aufwand zu pflegende Einnahmequelle zu versiegen. Bildliche Darstellungen des mittelalterlichen Jenseitsglaubens aus der Schatzkammer des Dommuseums illustrierten abschließend die Ausführungen des Direktors.



## Uraufführung einer Kleist-Oper am Brandenburger Theater

- bei einem Glase Krimsekt zu lesen -

K. K. Bajun

Als am Sonntag, dem 09. März 2008 im Rahmen eines Theaterfrühstückes die Uraufführung einer Kleistoper angekündigt wurde, stand Herr Hübner mit einem Kollegen von der lokalen Presse im Großen Foyer des Brandenburger Theaters. Im Gespräch erwähnte dieser Journalist, daß Hans Werner Olm zeitgleich in Brandenburg an der Havel gastiere. Gequält stöhnte Herr Hübner auf. „Das ist“, erklärte er, „ein sicheres Zeichen dafür, daß es mit dem Barden bergab geht. Wenn die einstigen Granden der deutschen Unterhaltung auf Brandenburg an der Havel verfallen, dann, weil sie die Westfalenhalle nicht mehr voll kriegen. Solange, bis sie irgendwann gezwungenermaßen stockbesoffen durch Betriebsfestivitäten stolpern, klaben die Damen und Herren noch in der vorher völlig ignorierten Provinz ab, was noch zu holen ist. Na klar, die Provinz kann selten so gut zahlen wie die Metropolen, sie hat naturgemäß weniger potentielles Publikum, deshalb steht sie in aller Regel hinten in der Schlange an.

Wenn es sich dann für die Stars mit den Großstädten erledigt hat, dann muß man eben kleinere Brötchen backen gehen. Blöd nur, daß das im Umkehrschluß knallhart bedeutet, daß die stolze Chur- und Hauptstadt als Provinznest der Zweiten Garnitur wahrgenommen wird.“ Diese Überlegung brachte den überaus lokalpatriotisch eingestellten Herrn Hübner in ein Spannungsfeld zwischen Depression und Rage. Doch just in diesem Augenblicke vernahm man im Auditorium die beruhigende Stimme des Brandenburger Theater-Vizeintendanten Bernd Kessler, welcher den Anwesenden das Thema des Vormittags erläuterte und die Personen zu seiner Linken und Rechten vorstellte.

Das Thema... Eine Uraufführung soll gegeben werden, eine Kleistoper. Heinrich von Kleist, der große Poet Preußens... Der Chef des Brandenburger Tempels der göttlichen Damen Melpomene und Thalia, Christian Kneisel, hatte vor drei Jahren das große Wort in die Runde geworfen – und also mußte es geschehen. Es geschah. Man suchte und fand den zutiefst sympathischen Musiker und Komponisten Rainer Rubbert für die Musik und die blitzgescheite und ebenso hübsche Tanja Langer fürs Libretto. Warum wir ganz gegen alle Etikette den Herren zuerst vorstellen? Nun, es heißt, Herr Rubbert hätte schon einige Seiten mit Noten, Takten und Akkorden gefüllt, ehe denn die passende Librettistin für das Werk gewonnen werden konnte. Drei Jahre kämpften die beiden mit dem Stoffe.

Da saß Herr Hübner nun und lauschte, was die Damen und Herren über das Opus, seinen Inhalt und seinen Aufbau berichteten. Immer noch glitten die Gedanken zu Olm, dann wieder zum Meister in die Leipziger Thomaskirche, dessen Kopf und Gesicht jüngst nach seinem Schädel plastisch modelliert worden sind. Ob der Große Bach die Noten wohl gutheißern würde? Und Vivaldi? Und Beethoven? Und Mussorgskij? „Neue Musik“, runzelte Herr Hübner zunächst die Stirne, über ihm schwebte ein bösariges Phantom und mit Grausen dachte er an den Zwölfton-Teufel Igor den Schrecklichen Strawinsky, bekreuzigte sich brav orthodox mit drei Fingern und schwor sich Unbefangenheit. Der Pianist schlug den Grundakkord an, Herr Hübner horchte auf. Herr Rubbert erzählte von Septimen – und beides, Musik und Erklärungen waren verständlich, angenehm, überzeugend. Frau Evelyn Krahe (Alt), Frau Claudia Herr (Mezzosopran) und Herr Nicolas Hariades (Altus) traten vor das Publikum und gaben einige Sanges-Proben aus dem Stück. Depression und Rage waren verflogen. Das war Kunst. Das war Können

auf hohem, hohem Niveau. Das war Erste Garnitur! Die Vortragenden verbanden ihre geschulten Stimmen mit überzeugender Gestik. Der Altus oder Counter-Tenor Herr Harilades ließ erahnen, warum Riechsalz bei Farinellis Konzerten pfundweise verbraucht wurde: Was in der Damenwelt Ohren zum Hören hatte, war der Ohnmacht geweiht. Donner und Doria!

Da erst brach sich das Bewußtsein Bahn: Diese Oper, diese neuerschaffene Oper, die sich mit dem Leben des großen und tragischen brandenburgischen Musensohnes Heinrich von Kleist beschäftigt, wird in Brandenburg an der Havel uraufgeführt! Nicht in Prag, wie der Don Giovanni, nicht in Londons West End, wie das Musical „Cats“, nicht mal in der Hauptstadt oder in der Residenz, nicht in der Kleiststadt Frankfurt an der Oder – nein: in Brandenburg an der Havel! Des Lokalpatrioten Hübners Herz schwappte über. Keine Rede mehr von einer Zwischenstation abgehalfterter Entertainer auf dem Wege in die Bedeutungslosigkeit. Hier setzt die Kultur einen Höhepunkt an. Hier! Im Brandenburger Theaterpark! Hier wird Herr Helmrath die ersten Töne dieser Oper in die Welt hinaus schicken! Und moderne Musik hin oder her – es sind Töne die begeistern. Der Landbote wird sich die Uraufführung nicht entgehen lassen und wenn wir auf Knien in die Brandenburger Grabenstraße rutschen müssen. Ja, das wollen wir sehen, was Herr Bernd Mottl mit seiner Regie aus dem Stoffe machte, der dem Dichter Kleist ein weiteres würdiges, ein lebendiges Denkmal setzt. Wir wollen sehen, wie Herr Thomas Gabriel die Bühne gestaltet, vor welcher uns der Mann Kleist begegnen wird, dem nach eigener Aussage auf dieser Welt wohl nicht zu helfen war. Wir sind gespannt auf die Kostüme, in die Frau Nicole von Graevenitz die Damen und Herrn auf der Bühne kleidete. Kontrastieren sie zu der Zeit um 1803 oder werden sie dieser Epoche ihre Reverenz erweisen? Finden sie gar einen Königsweg dazwischen?

Wie wird uns Kleist selbst, gespielt von Herrn Thorbjörn Björnsson, Bariton, begegnen, der Mann, in dessen „Zerbrochenen Krug“ wir unsterblich verliebt sind und der im „Erdbeben von Chili“ mit messerscharfer, ja, anatomischer Präzision Abgründe menschlicher Charaktere herausarbeitete, die ihrer Zeit weit, weit voraus waren? Kleist, der mit der Geschichte vom „Bettelweib von Locarno“ eine Gruselgeschichte schrieb, die auch Edgar Allan Poe und E. T. A. Hoffmann sehr beeindruckt hätte. Und der sich für uns Unwissende unverständlich in jener märchenhaft schönen Ecke am Kleinen Wannsee erschoss, weil er nicht mehr weiterkonnte. Warum? Wieso? Ob die Oper dem nachspüren wird? Wird sie die Person Kleists, wie sie auf uns überkommen ist, so zu porträtieren wissen, daß am Ende die Erschütterung einem tiefgreifenden Verständnis weicht?

Was die Vorankündigung versprach, deutet exakt in diese Richtung. Wie dem aber auch immer sein mag – allein der Umstand, daß die Schöpfer dieses Kunstwerkes Brandenburg an der Havel mit der Uraufführung beehren, ist eine Würdigung des wahren Wertes der Havelstadt, eine verdiente Auszeichnung, eine Rehabilitierung: Die Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel ist und bleibt Erste Garnitur! Für jene, denen das zu akzeptieren schwer fällt, hat Herr Helmrath bestimmt noch eine Flöte in Reserve – damit wir auf diese Leute pfeifen können!

Uraufführung am Samstag, dem 22. März 2008 und 19:30 Uhr im Großen Hause

Aufführungsdauer ca. 3 Stunden mit Pause

Weitere Aufführungen:

24.03.2008 - 15:00 Uhr /

02.05.2008 - 19:30 Uhr /

04.05.2008 - 15:00 Uhr alles im Großen Hause

05.04.2008 - 19:00 Uhr Potsdam

19.10.2008 - 17:00 Uhr Frankfurt/Oder

## Uraufführung einer Kleistoper

### - ein Ostergeschenk für Brandenburg an der Havel

K. K. Bajun

Soeben wurde in der Redaktion der Beitrag zur Uraufführung der Kleistoper am Brandenburger Theater abgeschlossen, den wir für ein befreundetes Blatt erstellten. Diese Zeitung nun folgt einem völlig anderen Prinzip als der Landbote, wir mußten uns Zügel anlegen, versuchen auf dem Teppich zu bleiben – aber jetzt: Schluß damit!

Die Plane von den Pauken, raus mit den Fanfaren! Jetzt soll's getrommelt und gepfiffen werden: Die Chur- und Hauptstadt bekam ihr wohl schönstes Ostergeschenk seit Menschengedenken: die Uraufführung einer Kleistoper. Man denke sich: die Uraufführung einer abendfüllenden Oper! Für uns! Für Brandenburg an der Havel!

Wo fangen wir an? Eine zeitgenössische Oper... Dem Heinrich von Kleist ist sie gewidmet, dem unpreußischen Soldaten, dem preußischen Dichter, dem vielleicht preußischsten überhaupt. Haben wir nicht alle, die wir die Geistesblüten unserer Heimat verehren, schon mal an seinem Grab gestanden, dort unten, am Ufer des Kleinen Wannsees? Haben wir nicht schon alle einmal darüber nachgedacht, wie es zu einem solchen Widersinn kommen kann, daß sich ein überragender Genius aus unserer Mitte stiehlt, uns gleichsam seines Genies beraubend? Daß dieser Mann mit den überragenden dichterischen Fähigkeiten an der Welt verzweifelt und bekennt: Die Wahrheit ist, daß mir im Leben nicht zu helfen war?

Die Antwort, die wir damals fanden, war: Kleist, dem unbarmherzigen Chirurgen der menschlichen Seele blieb wohl sich selbst reflektierend kein anderer Weg als die Erkenntnis, daß sich die Welt nicht seinen Vorstellungen anpassen wird. Die Welt, in die er hineingestoßen wurde und die sich sein empfindsamer Geist doch so anders wünschte.

Die beiden „Eltern“ dieser Oper, der Komponist Rainer Rubbert und die Librettistin Frau Tanja Langer spürten derselben Frage nach. Sie beschränkten sich keineswegs auf die musikalische Umsetzung der Biographie des wohl bekanntesten Vertreters der Kleist-Familie. Sie suchten die Seelenlandschaft dieses ungestümen, mitunter von Rast- und Ziellosigkeit getriebenen Geistes zu ergründen. Sie stellten diesen Geist in den Kontext seiner Zeit, ließen ihn sich reiben an den liebenden und abwehrenden Zeitgenossen – sie setzten das hochgesteckte Ziel um: sie weckten Verständnis für Heinrich von Kleist.

Einer Kritik, der es nicht gelingt sich über dieses Meisterwerk zu erheben, soll sich nicht anmaßen, darüber zu richten. Wir gestehen – wir sind zu unbedeutend, um dieser Aufführung Schwächen nachzuweisen. Ein Theater, ein Komponist, eine Librettistin, ein Symphonieorchester unter Leitung unseres geliebten Maestros Helmrath, ein Stab professioneller Techniker und – Trommelwirbel – ein großartiges Ensemble von noch großartigeren Stimmen haben uns verzaubert. Wir können versuchen, das zu beschreiben. Es zu begakeln – das wollen wir tunlichst sein lassen.

Stellen Sie sich also ein Bühnenbild vor, wie es spartanischer nicht sein kann. Ein Quadrat zu fünfundzwanzig Fächern ist auf den Bühnenfußboden aufgeklebt. Über ihm schwebt ein entsprechend gestalteter Holzfachrahmen – absenkbar, emporziehbar. Hier nun spielt die Szenerie. Die Mimen kommen in Gegenwartskleidung, in zeitgenössisch-frühklassizistischen Gewändern, in Uniformen und Ordenskleidung – alles unaufdringlich, alles aussagekräftig. Nichts lenkt die Sinne vom Stück ab. Im Hintergrund laufen

ebenso dezente, das Geschehen untermalende Videoinstallationen. Ab uns an wird der Zuschauerraum ins Geschehen mit einbezogen. Ein bißchen nackte Haut, ein bißchen Schleifhexe im Hintergrund und Feuerzauber, krach und bumm – na ja, was so die inevitablen Attribute einer modernen Aufführung sind. Es stört nicht. Zu gebannt schauen wir auf die Akteure. Damit wir den Lippen der Sänger auch folgen können, belehrt uns eine gut lesbare Texteinblendung über das gesungene Wort. Und das dringt – egal aus wessen Kehle – wunderbar in unsere Ohren: Da brummt der herrliche Baß von Herrn Coles, da tönt der glockenhelle Sopran von Frau Schindler – Mozart und Schikaneder, hätten sie im Publikum gesessen, wäre spätestens jetzt die Idee zur Zauberflöte gekommen. Frau Claudia Herr aus Dresden, die gleich zwei Haupt- und zwei Nebenrollen bedient, singt uns schmachtend die Marquise von O., sodann die Henriette Vogel – und wir dachten, alle Preziosen Dresdens lägen sicher verwahrt im Grünen Gewölbe. Nein, eine singt, ach was, schmilzt sich auf einer märkischen Bühne in preußische Ohren. Ebenso der Counter-Tenor Nicolas Hariades, der mit seiner herrlichen Stimme gleichsam hermaphroditisch zwischen den Sphären wandelt wie der Puck des großen Stratforders William Shakespeare. Doch dieses hier ist der Traum einer Frühlingnacht...

Da hören wir Frau Krahe mit ihrem betörenden Alt, und es verlangt uns nach Blumen, sie der zierlichen Dame zu verehren. Ein kleines Mädchen aus dem Publikum war da fixer auf dem Kien: Sie hatte sich mit einem wunderschönen Strauß eingedeckt, den sie während des Schlußapplauses Herrn Björnsson überreichte, dem Skalden von der Feuerinsel Eriks des Roten und Aslaks des Wilden, dem wohlklingendsten Bariton Islands. Hatte Herr Laxness diesen 1978 geborenen Sohn der wilden, felsigen Schönheit im Nordatlantik vor Augen, als er seine Figur des Alfgirimur schuf, im „Fischkonzert“? Ich weiß, ich weiß. Geht ja nicht. Der Roman des isländischen Literaturnobelpreisträgers ist 1957 erschienen, 21 Jahre vor Herrn Björnson. Aber vielleicht hatte der Alte vom Melkot seherische Fähigkeiten...

Wir wollen Stephan Bootz nicht vergessen, wie könnten wir das! Sein Baß, sein leidenschaftliches, überzeugendes Spiel riß uns mit der Anfangszene in das Szenenbild wie ein Malstrom. Es war kein Entrinnen möglich. Ach, hätten wir doch der Katzen Augen! Gerne hätten wir die begehrliehen Blicke der Damenwelt im Publikum registrieren wollen, als Herr Bootz auftrat und das Entree vergessen machte. Vor keinem der Sänger und Sängerinnen, die wir hierorts nicht explizit erwähnten, würden wir den Blick erheben, stünden sie uns gegenüber. Die ganze Truppe war von meisterlicher Hand gewählt und zusammengestellt worden und sie rechtfertigte ihre Wahl mit exorbitanter Leistung.

Die Oper selbst schwebte zwischen Zeit und Raum, verwob Dichtung und Reales, Gestalten der Geschichte, Gestalten der Kleist'schen Phantasie. Sicher, es wäre von Vorteil, wenn man sich mit diesem Stoffe wenigstens grob vertraut machte, bevor man die Oper genießt. Man sollte wissen, wer Penthesilea ist und wer die Marquise von O., welche Rolle Ulrike von Kleist im Leben ihres Bruders spielte und welchen Einfluß Henriette Vogel auf die Seele des Dichters nahm. Was es mit der „Verlobung von Santo Domingo“ auf sich hat, oder mit der „Heiligen Cäcilie oder der Gewalt der Musik“, der Kleist'schen Hermannschlacht und dem Kätchen von Heilbronn – das alles sollte dem Bildungsbürgertum keine Terra Incognita sein – ein bißchen was dürfen die Künstler, die dieses Werk schufen, von ihrem Publikum auch erwarten. Was sie hingegen bekamen, das war ein donnernder Applaus von sage und schreibe neun Minuten. Getrappel, Gejohle, beim Sumo wären die Sitzkissen geflogen – leider, wir hatten keine! Wir piffen uns statt dessen begeistert die Seele aus dem Hals. Ein älterer Herr aus Berlin auf dem Nachbarsitz quitierte den ohrenpeinigenden Gefühlsausbruch mit

verständnisvoller Nachsicht. Nein, es gab keine Soli wie das der Königin der Nacht, es gab keine Leitmotive, keine Ouvertüre wie beim Figaro und keine Chöre wie den von Nabucco, auch keinen Ohrwurm oder Gassenhauer, den man auf dem Nachhauseweg nachsummt – es gab statt dessen zeitgenössische Musik, die eines bewies: das auch sie sehr wohl in der Lage ist, sich in die Herzen der Zuhörer zu spielen. Die Musik fesselte, sie ließ uns das rasche Vergehen der etwas über zwei Stunden nicht bemerken. Herr Rubbert, es wird Zeit, daß wir Ihren Wikipedia-Link blau einfärben! Sie sind ein bedeutender Musiker!

Brandenburg an der Havel erlebte die Uraufführung einer zeitgenössischen Oper. Und der Preußische Landbote war dabei. Eine Sternstunde für eine Bühne, eine Stadt und – natürlich auch für uns, eine kleine Gazette. Eine Sternstunde aber vor allem für die ganz große Kunst in der märkischen Provinz. Eine Reverenz an die alte und sehr zu Unrecht an den Rand gedrängte Mutter Berlins, die Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel, die nun mit einer neuen Perle im Diadem wieder stolz das Haupt erheben kann. Danke, liebe Macher der Kleist-Oper! Danke!

---

## Uraufführung einer Kleistoper im Brandenburger Theater

Michael L. Hübner

Der Ostersonnabend 2008 bescherte der Havelstadt einen kulturellen Höhepunkt bisher nicht dagewesenen Ausmaßes. Im Brandenburger Theater fand erstmalig in dessen 190jähriger Geschichte die Uraufführung einer abendfüllenden Oper statt. Der preußische Dichter Heinrich von Kleist gab der Oper seinen Namen, dem Stoff seine Biographie und den Gestalten seiner Dichtkunst eine Bühne.

Entstanden war die Idee während einer Zusammenkunft von Theaterleuten im Jahre 2005, bei der das Brandenburger Theater gefragt wurde, was es zur Bereicherung der märkischen Kulturlandschaft beisteuern könne. Intendant Christian Kneisel rief: „Wir führen eine Kleistoper auf!“ Alles erstarrte in ehrfürchtigem Erstaunen. Vorsichtig wagte der Vize des Brandenburger Hauses, Bernd Keßler, einzuwenden, dass er von einer solchen Oper noch nie gehört hätte. „Ich auch nicht!“ beschied ihn sein Chef. Aber der Pfeil war abgeschossen. Jetzt mußte das Projekt geschultert werden.

Drei Jahre lang arbeiteten hochkarätige Leute an der Vollendung dieses Werkes, das der Idee eines Augenblickes entsprungen war – das fertige Produkt präsentierte sich am 22. März 2008 auf der Bühne des Theaters der Chur- und Hauptstadt. Wer eine Oper im klassischen Sinne erwartete, abgeschlossene Handlung, dramatischer Aufbau, Höhepunkt, Lösung – eine in sich geschlossene Erzählung eben, durchsetzt mit Leitmotiven, Arien, Chören, der mußte sich während des Stückes gewaltig umorientieren.

Noch vor dem eigentlichen Beginn des Stückes wurden die Zuschauer durch ein mitten aus der promenierenden Menschenmenge heraus vorgetragenes „Gloria in excelsis deo“ im Foyer des Großen Hauses quasi in das Werk hineingezogen. Eine äußerst sparsame Bühnendekoration, mithin nur ein aus 25 Fächern bestehender, auf den Bühnenboden aufgebrachter Rahmen, ein gleichgearteter, schwebender Holzrahmen, seitliche Beleuchtung und eine unaufdringliche, sehr dezente Videoinstallation fokussierten die Konzentration auf die Akteure. Das Bühnen- und

Szenenbild war ebenso einfach wie genial. Die Kostümierung verleugnete weder den zeitgenössischen Charakter der Oper noch verzichtete sie auf ausgiebige, ja geradezu verschwenderische Referenzen an den preußischen Frühklassizismus, die Epoche, die vom Protagonisten literarisch begleitet und entscheidend mit geprägt wurde.

In diesem gestalterischen Umfeld bewegte sich ein exquisites, ein im wahrsten Sinne des Wortes handverlesenes Ensemble von Stimmen, begleitet von Brandenburgs hervorragenden Symphonikern unter Generalmusikdirektor Michael Helmrath. Dieses Werk war mitnichten ein zaghafter Versuch der Provinz, sich an die Welt der großen Oper heranzutasten; sie sprengte mit einem Paukenschlag den Reigen der etablierten Vertreter dieses Sujets, sie spielte sich mit stolzer Selbstbehauptung vor vollem Hause in die Herzen des Brandenburger Publikums.

Dabei muß gesagt werden, dass das Libretto aus der Hand der bezaubernden Tanja Langer keineswegs dröge das Leben des jung und tragisch verstorbenen Meister-Poeten aus altem preußischen Militäradel absputzt – Tanja Langer brachte irgendwie den Geniestreich zu Wege, das Publikum in das Innerste der Seele des empfindsamen Dichters mit dem chaotischen, feurigen und doch so messerscharf analysierenden Herzen zu entführen. All seine Zerrissenheit, seine Sehnsüchte, vor allem diese der Nachwelt so unerklärliche Todessehnsucht, die im November 1811 zu jenen beiden Schüssen am Ufer des Kleinen Wannsees führte, welche seinem Leben und dem seiner Freundin Henriette Vogel ein unzeitiges Ende setzte, wurden plötzlich transparent und nachvollziehbar.

Ein gefeierter Thorbjörn Björnsson sang und spielte mit grandioser Fulminanz. Das Publikum quittierte seine Leistung mit Johlen, Pfeifen, Trampeln und donnerndem Applaus. Eingerechnet war die große Leistung aller beteiligten Sänger, die durchweg großen Herausforderungen des zeitgenössischen Komponisten souverän gemeistert zu haben. Sicher ist für die an die Harmonie der Klassik gewöhnten Ohren das musikalische Fundament der Oper aus der Feder des kongenialen Erlangers Rainer Rubbert eine Herausforderung. Wer sich aber vorbehaltlos diesen Tönen, Septimen, Akkorden und Sekunden hingibt, der wird nach wenigen Takten schon der Faszination ihrer überwältigenden Ausdrucksstärke erlegen sein. Beinahe drei Stunden währte das Stück. Drei Stunden, in denen das Publikum gefesselt blieb, drei Stunden, die wie im Fluge vergingen, drei Stunden ohne das kleinste Anzeichen einer Ermüdung. Der Kritik bleibt nur, den Hut zu ziehen. Vorbehaltlos. Man könnte noch so intensiv nach Mängeln oder Beanstandungen suchen – man würde nicht fündig werden. Schwer zu glauben, dass diese hochprofessionelle Leistung bei einer Uraufführung geboten wurde.

Ein Ensemble, das bei der anschließenden Premierefeier von allen Seiten betonte, wie entspannt und freundlich es bei der harten Erarbeitung dieses Werkes zugeht, mit welchem Spaß alle, einschließlich der Techniker und Repetitionen, Berater und Kostümbildner bei der Sache waren, verstand es, die Freude an der eigenen Arbeit eins zu eins in den Zuschauerraum zu übertragen. Ein neunminütiger Schlußapplaus bewies, dass die Brandenburger, denen ja doch eine gewisse Skepsis zeitgenössischen Werken gegenüber nachgesagt wird, sehr wohl für eine solche Kunst zu vereinnahmen sind.

Herr Rubbert und Frau Langer, Herr Helmrath und Herr Kneisel und all ihre Kollegen haben am Abend des 22. März 2008 der Stadt Brandenburg an der Havel die Uraufführung eines Stückes geschenkt, das sehr wohl auch an der Berliner Staatsoper, der New Yorker Met, an der Mailänder Scala oder im Moskauer Bolschoij gute Figur machen würde. Weder Stoff noch

Ausführung rechtfertigten eine Beschränkung auf die märkische Provinz. Mit dieser Premiere erfuhr die Chur- und Hauptstadt von künstlerischer Seite eine Aufwertung von Rang, die bestätigt, welches Potential in einem kameradschaftlichem Arbeitsklima, kurzen Entscheidungswegen, hoher Fach- und Sachkenntnis und vor allem – Freude an der Arbeit liegt. Kein seriöser Opernführer wird künftig um dieses Werk herumkommen und jeder kulturell interessierte Brandenburger sollte nach Möglichkeit die folgenden Aufführungen nutzen, selbst als Zuschauer einen Zipfel vom Mantel der Kulturgeschichte zu ergreifen, der zu Ostern 2008 durch den Brandenburger Theaterpark weht.

## „Vom Trümmerberg bis Hohenstücken –

### Wohnungsbau und Stadtentwicklung in Brandenburg an der Havel von 1945 bis 1990“

K. K. Bajun

Nach einer beinahe endlosen, nicht von ihm zu verantwortenden Verzögerung legte der Arbeitskreis Stadtgeschichte im Brandenburgischen Kulturbund e. V. der Stadt Brandenburg an der Havel nunmehr seine vielleicht bedeutendste Publikation vor: Das Buch „Vom Trümmerberg bis Hohenstücken – Wohnungsbau und Stadtentwicklung in Brandenburg an der Havel von 1945 bis 1990“. Um es vorweg zu sagen: Brandenburgs Literaturlandschaft ist um ein ernst zu nehmendes wissenschaftliches Standardwerk bereichert worden, welches dem legendären „Stahl und Brennbabor“ der Neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts mit Sicherheit auf Augenhöhe begegnen kann.

Hochkarätige, an der damaligen Stadtentwicklung der Chur- und Hauptstadt maßgeblich beteiligte Autoren geben in 10 Kapiteln einen Überblick über das Aufbaugeschehen nach dem Kriege, die geplante und geträumte Stadtgestaltung sowie die Erweiterung der Wohnfläche innerhalb des Stadtgebietes um zwei neue Stadtbezirke. Zu Tage kommen hochinteressante und an keiner anderen uns bekannten Stelle so konzentriert zusammengefaßte Einsichten in das Denken, die Entscheidungsprozesse und das Handeln der Funktionäre und Ingenieure, die der Stadt Brandenburg in der überaus schwierigen Nachkriegszeit nicht nur ein neues, lebensfreundliches Antlitz sondern darüber hinaus die alte Bedeutung als international bekannten Industriestandort verleihen wollten.

Daß einige im Kontext der Zeit gefaßte, heute als abenteuerlich, seelenlos und geradezu horribel aufgefaßte Planungsentwürfe der sozialistischen Baukultur ernsthaft zur Diskussion standen, die letztlich nur durch die permanente Finanzknappheit der größten DDR der ganzen Welt keine Umsetzung erfuhren, läßt im interessierten Leser jenes Gefühl aufkommen, welches den berühmten Reiter vom Bodensee einst einen Herzkasper erleiden ließ. Man liest, betrachtet die Entwurfsskizzen – und wischt sich die Schweißtropfen von der Stirne.

Interessant sind die über die Jahrzehnte währenden Anläufe dokumentiert, die trostlose Mitte der Neustadt Brandenburg an der Havel zu revitalisieren. Dieses Zentrum wurde in den letzten Kriegstagen im April 1945 vollkommen sinnlos ausradiert. Später umwucherten immer monströsere Baukörper die traurigste und tiefgreifendste Narbe der Brandenburger Innenstadt. Der zentrale Platz der Neustadt seit ihrer Gründung im ausgehenden 12. Jahrhundert aber, das Herz der Stadt, das blieb leer. Einen Parkplatz für Automobile mußte die Fläche des zerstörten und abgetragenen

Neustädtischen Rathauses gar beherbergen. Nach 1990 entstand an just dieser Stelle das berühmte Loch, welches Brandenburg an der Havel erneut – dieses Mal in negativer Hinsicht – international exponierte. Zwei Gesellschaftssysteme und beinahe sechs Jahrzehnte wagten nicht, der alten Havelmetropole ein neues Herz einzupflanzen. Sogar der an dieser Stelle beinahe plastisch gefühlte Horror Vakui war bis dato nicht Agens genug, trotz guter Ideen mit Herz und Hand die schlimmste Wunde der Stadt zu heilen. Vielleicht ist das auch ein Stück weit gut so, denn wie man an Bebauungssünden anderen Ortes bemerkt, beispielsweise auf dem prominentesten Ort der Stadt, dem Marienberg, sind Katastrophen, einmal in Beton gegossen, kaum noch zu korrigieren.

Berichtet wird von den hohen Ansprüchen, welche die Planer des Sozialismus in Bezug auf die Wohnqualität der Werktätigen definierten. Vieles mußte mangelnder Finanzierbarkeit wegen in abgespekter Version ausgeführt werden. Soziodynamische Effekte, welche das Leben in Plattenbausiedlungen verglichen mit dem Wohnen in funktionell und organisch gewachsenen Innenstadtbereichen unterscheiden, waren oftmals unzureichend erforscht oder in ihren gedachten Auswirkungen von erheblichem Wunschdenken beeinflusst. Diese hehren Vorstellungen aber mußten hinter den Grenzen der Bezahlbarkeit zurückstehen. Zuerst kam das Wohnen – dann die Kultur. Doch die kam am Ende oftmals gar nicht. Geplante gesellschaftliche Zentren, wie sie in Brandenburg-Nord noch ansatzweise umgesetzt wurden, blieben in Hohenstücken auf der Strecke.

Das Fehlen einer kulturellen Infrastruktur, zu der auch Lichtspielhäuser, Theater, Parks oder Bummelmeilen gehören, verwies Hohenstücken auf den Rang einer Trabantenstadt. Zu DDR-Zeiten wurde dieser Nachteil sicher noch massiv von den modernen und bequemen Wohnungen aufgewogen. Mit den Möglichkeiten der Nachwendzeit jedoch und dem damit verbundenen großflächigen Wegzug eines sozial starken und leistungsfähigen Personenkreises, stürzten die ehemaligen „Arbeiterschlafregale“ endgültig in ein tiefes Loch.

Diesem Prozeß entgegenzusteuern hat sich auch das Baubuch in seinem 5. Kapitel mit besonderer Sorgfalt gewidmet, indem es die hingebungs- und planvolle Aufbauarbeit nachzeichnet, welche in ihren Ergebnissen eben nicht das Klischee eines saloppen, auf die grüne Wiese geklatschten „Proletenghettos“ verdient.

Gegenteilig zur heute weit verbreiteten Auffassung wurde – und das streicht das Buch eindrucksvoll hervor – in der sozialistischen Epoche der Domstadt Großartiges geleistet, um die alte Metropole der Mark an die Erfordernisse eines modernen Zeitalters heranzuführen. Man beachte die gewaltigen Anstrengungen bezüglich der infrastrukturellen Aufwertung. Die DDR schuf die Bahnüberführungen am Altstadt Bahnhof und an der Potsdamer Straße, um die Stadt von dem unseligen Ruf als „Schrankenburger am Sabotagebalken“ zu entlasten. Der westliche Stadteingang vom Quenz bis hin zum Altstadt Bahnhof wurde zu einer leistungsfähigen vierspurigen Magistrale erweitert. Die Umgehungstangente West wurde gebaut, eine weitere Brücke über die Havel geschlagen.

Die reiche Bundesrepublik hingegen kann im nunmehr 18. Jahr der Deutschen Einheit noch immer nicht mit einer Lösung an den verbliebenen Problemübergängen Wust, Gollwitz, Göttiner Straße und Gasthaus an der Plane aufwarten. Das Umfeld des Brandenburger Hauptbahnhofes präsentiert sich weiterhin als abweisende und touristenfeindliche Struktur, welche die „Stadt im Land“ beinahe noch suffizienter vor Besuchern schützt, als es die mittelalterliche Stadtmauer je vermochte. Insofern gibt das Baubuch auch unterschwellig und unausgesprochen eine Antwort zu der

vom Westen so häufig aufgeworfenen Frage der Leistungsfähigkeit zweier, diametral verschiedener Wirtschafts- und Organisationssysteme. Wenn auch die freie Marktwirtschaft letztlich über das Prinzip der Planung obsiegt, so sind doch nach der Lektüre des Buches und einem Blick in die Realität gewisse Aspekte nicht von der Hand zu weisen, die einem straff geführten Zentralismus durchaus eine bemerkenswerte Effektivität attestieren.

Eine andere sozial gewichtige Komponente fällt bei der Lektüre des Baubuches ebenfalls auf: Während Freilichtbühne und Volksbad unter reger Anteilnahme der Bevölkerung errichtet wurden und somit viele Menschen bei einem Besuch dieser Einrichtung ein starkes „Das-ist-unser“-Gefühl hatten, wird das heutige Marienbad bei sicherlich gleicher Frequentierung nurmehr als Dienstleister begriffen – zu welchem über die Ware-Geld-Beziehung hinaus keine innere Bindung mehr aufgebaut wird. Auch darüber läßt sich einiges zwischen den Zeilen des Baubuches lesen.

Umso erschütternder ist eine tragisch zu nennende Konstellation, die mit dem Baubuch eng verbunden ist. Ein finanzieller Engpaß des herausgebenden Arbeitskreises Stadtgeschichte machte die Suche nach einem Sponsoren unumgänglich, der sich bereit fand, Satz- und Druckkosten zu tragen. Den Autoren und Redakteuren, die eine ungeheure geistige Leistung zu stemmen hatten, war diese Belastung nicht auch noch zuzumuten. Das Werk richtet sich an die Bewohner Brandenburgs und als repräsentative Synopsis des DDR-Baugeschehens am Beispiel einer mitteldeutschen Industriestadt gleichsam an ein Fachpublikum.

Insofern fand sich das europäisch geförderte Bund-Länder-Projekt „Die soziale Stadt“ dankenswerter Weise bereit, diese Herausgabe des Baubuches zu unterstützen. Der Pferdefuß aber lauerte im Detail. Mit dieser Förderung verband sich die Prämisse, das Buch kostenfrei an die Leserschaft abzugeben. Honorig sicher und konsequent gedacht von den Projektmittelbewilligern, die ja davon ausgehen, daß ein Buch, welches aus Steuermitteln der Bevölkerung erstellt wurde, von dieser nicht über einen Verkauf ein zweites Mal bezahlt werden sollte.

Dabei wird aber übersehen, daß das Buch nur zum Teil – eben nur was die Druck- und Satzkosten betrifft – aus Fördermitteln bezahlt wurde. Bezüglich ihrer immensen geistigen Arbeit, ihres zeitlichen Arbeitsaufwandes und aller damit verbundenen Kosten aber wurden die Autoren und begleitenden Mitwirkenden quasi in einem Abwasch zu einer Art Ehrenamt verdonnert – ob sie das nun im Sinne hatten, oder nicht.

Man hätte diesem Problem sicherlich mit einigem guten Willen insofern begegnen können, als man den Preis des Buches, das auf dem freien Markt vermutlich nicht unter € 30,- verhandelt werden würde, zur Hälfte dieses Preis in den Verkauf gibt. Zudem ist es jedem gemeinnützigen Verein gestattet, Gewinn zu erwirtschaften, insofern er diesen eins zu eins wieder ins Tagesgeschäft sticht. Genau das war an dieser Stelle angedacht.

Der Erlös sollte die Erstellung der Heimatkundlichen Blätter des Arbeitskreises Stadtgeschichte absichern – womit die allerorten geforderte Nachhaltigkeit des Projektes einen starken und belastbaren Akzent erfahren hätte. Alles in allem ist die reichbilderte und auch mit einem 16seitigen Farbteil ausgestattete, auf gutem 115g/m<sup>2</sup> schwerem Papier bedruckte Ausgabe der 1. Auflage allen Brandenburgern und an der Stadt interessierten Gästen sehr zu empfehlen. Sollten sich die Leser des Buches zu einer Spende für den Arbeitskreis Stadtgeschichte berufen fühlen, so seien sie hiermit dessen versichert, daß sie mit einer solchen – übrigens steuerlich abzugsfähigen – Geste dem Werke eine angemessene Würdigung zuteil werden lassen.

## Vogel & Vrei – Kabarett für Brandenburg

### Zwei Lokalsatiriker kehren zurück

Michael L. Hübner

Berlin hatte seine Insulaner und seine Wühlmäuse, München seine Lach- und Schießgesellschaft. Brandenburg tritt nun ein in den Reigen der Metropolen, die über ein eigenes Kabarett verfügen. Vogel & Vrei nennen sich die beiden Herren, die sich nach einem Jahr Ruhepause ab dem 18. August wieder auf satirische und humorvolle Art der Brandenburger Politik und dem hiesigen Tagesgeschehen zuwenden. Traten sie noch vor einem Jahr als ESSVAUVAU unter dem Dach von Hank Teufers event-theater auf, so wollen sie nun, ermutigt von dem großen Vorjahreserfolg, eigene Schritte wagen. Genau eine Woche vorher luden sie daher ins Fonte zur Pressekonferenz.

Und wie sich das für ein erfolgsverwöhntes Duo gehört, moderierte ein richtiger Pressesprecher. Vogel und Vrei werden mit dem gewohnten Schalk in den Augen finsternen Verschwörungstheorien auf den Grund gehen. Geboten wird dem Zuschauer eine Melange aus Kabarett, Satire, Comedy, Theater und Film mit deutlichem Lokalkolorit. Für Brandenburgs Politiker und Verwalter sind die Auftritte der beiden Komiker eine echte Chance: Nur wem sich die Satire zuwendet, der wird wirklich wahrgenommen. Und wer in das Gelächter mit einstimmt, beweist, dass er Format hat und kann jede Menge Sympathiepunkte für sich sammeln. „Mit Bravour hat sich beispielsweise seinerzeit Walter Paaschen auf der Bühne geschlagen“, berichtet Vrei, der im richtigen Leben ganz anders heißt und freischaffender Drehbuchautor und Dramaturg ist und soeben ein preisgekröntes Hörspiel vorlegte.

Sein Partner Vogel, der außerhalb der Bühne auch einen anderen Namen trägt und vorsichtshalber schon mal Jura studiert, nickt. (Übrigens, beide Identitäten werden aus Gründen des Informantenschutzes nicht verraten...) Ein paar Steilvorlagen, ein paar satirische Seitenhiebe, ein paar gute Paraden – das Publikum lacht und klatscht. So etwas kann die Popularität der Zielpersonen auch mal ungemein fördern. Überhaupt geht es nicht darum, Persönlichkeiten anzugreifen oder plattzuwalzen.

Wo Menschen sind, werden Fehler gemacht. Und Politiker sind eben, selbst wenn sie das mitunter verdrängen, auch nur Menschen. Kabarett erfüllt in einer gesunden Demokratie die Funktion eines Überdruckventils. Insofern ist es schade, daß die beiden zunächst auf den „Gast aus der Politik“ verzichten wollen. Was die Obrigkeit allerdings nicht hindern sollte, die Vorstellung zu besuchen. Dennoch wird das Comeback der beiden Kabarettisten mit Spannung erwartet. Am kommenden Montag um 21:00 Uhr entwickelt sich das Fonte zum Schauplatz kabarettistischer Attacken auf alles, worüber Brandenburger sonst nur schimpfen. Der Eintritt ist mit 8 Euro moderat. Vogel erklärte zwar auf die Frage, aus welchem Grunde es



die beiden in der Havelstadt halte, sie könnten sich keine Bahnfahrkarte leisten. Blickt man hingegen auf das Entree, so hat man das Gefühl, dass sie das auch gar nicht so recht wollen. Ihrer Heimatstadt 90 Minuten satirische und kabarettistische Unterhaltung bieten, ist ihnen wichtiger. Gut für Brandenburg!

## Vortrag Dr. Kohnkes vor dem Historischen Verein Brandenburg (Havel) am 13.03.2008

Michael L. Hübner

Der Historische Verein Brandenburg (Havel) ließ am 13. März 2008 im Rahmen seiner monatlichen Veranstaltungsreihe den Brandenburger Museumsdirektor Dr. Hans Georg Kohnke und seine Mitarbeiterinnen Frau Köhler und Frau Bauer zu Wort kommen. Das Team um den Museumsdirektor berichtete vom Stand der Umbaumaßnahmen im und am Frey-Haus in der Ritterstraße, welches seit 1939 das Stadtmuseum beherbergt. Der Historische Verein Brandenburg (Havel) und das Frey-Haus sind eng miteinander verbunden.

Während der 1868 gegründete Historische Verein, der seine Exponate ab 1887 im Steintorturm ausstellte, im Jahre 1936 seine Sammlung der Stadt Brandenburg übergab, konnte die Kommune drei Jahre später den Gesamtkomplex des 1722 errichteten Frey-Hauses der Altstadt in der Ritterstraße erwerben. Ab 1939 beheimatete dann das Frey-Haus die Sammlung des Historischen Vereins und begann mit seiner musealen Arbeit. Damit gehört das Stadtmuseum der Stadt Brandenburg an der Havel zu den ältesten seiner Art im Land Brandenburg und rangiert nach jüngsten Erhebungen bezüglich seiner Sammlung und deren Erschließung unmittelbar hinter dem Potsdam-Museum auf Platz zwei noch vor Frankfurt/Oder und Cottbus.

Allerdings war das Gebäude, das sich einst der Regimentskommandeur eines preußischen Eliteregimentes, Oberst Jürgen von Massow, teilweise aus den Steinen der ehemaligen Marienkirche auf dem Marienberg erbauen ließ, in der Nachwendzeit den Anforderungen nicht mehr gewachsen, welche die heutigen Gesetze an ein öffentlich genutztes Gebäude stellen.

In einem steten Spannungsfeld zwischen Denkmalschutz und Funktionalität, Bewahren und Erneuern, Rekonstruktion und Modernisierung wird das Haus seit einigen Jahren den Erfordernissen unserer Tage angepaßt. Der Einbau eines Aufzuges, der vom Keller bis ins Dachgeschoß führen wird, hatte dabei ebensolche Bedeutung wie der komplette Umbau der Dachetage zur Gewinnung von zusätzlicher Ausstellungsfläche.

Bei einem dem Vortrag angeschlossenen Rundgang durchs Haus stellte Direktor Dr. Kohnke die Überlegung an, unter dem Dachstuhl die Musikaliensammlung des Brandenburger Musikclowns und Artisten Kaiser-Reka, frei nach dem Motto „ein Himmel voller Geigen...“ auszustellen.

Leider setzt die begrenzte Kapazität des Museumskomplexes und seiner angeschlossenen Depotfläche der Erweiterung der Sammlung enge Grenzen. Entsprechend der Ausführungen Frau Köhlers wird sich dem Besucher nach Abschluß der Umbaumaßnahmen ein neues Ausstellungskonzept präsentieren. Mit der Gewinnung des Landesarchäologischen Museums für die Stadt Brandenburg wird das Stadtmuseum auf die Darstellung

der Ur- und Frühgeschichte verzichten, die dann dem Komplex im Paulikloster vorbehalten bleibt. Ebenso werden die heimatkundliche und die mineralogische Sammlung keinen Platz mehr im Museum finden, was im Allgemeinen sehr bedauert wird. Dagegen kann sich Direktor Dr. Kohnke für das Foyer des neuen Eingangsbereiches einen Museumsshop vorstellen, wie er beinahe obligat zur Ausstattung moderner Museen dazugehört. Wenn zum Jahresende die Arbeiten am Aufzug und am Dachstuhl abgeschlossen sind, wird man die Umsetzung der nachfolgend anstehenden Arbeiten im Hause und an den Nebengebäuden in Angriff nehmen.

In der Zielsetzung möchten die Brandenburger Museumsleute der Stadt und ihren Gästen einen weiteren attraktiven kulturellen Anlaufpunkt bieten. Ein Museum lebt in erster Linie von seinen Besuchern und der Interaktion mit der Bevölkerung. Um die dafür notwendigen Bedingungen langfristig zu optimieren, nehmen Herr Dr. Kohnke und seine Mitarbeiter momentan nicht zu unterschätzende Belastungen mit großem Enthusiasmus und getragen von viel Optimismus in Kauf. Wenn der Museumsdirektor launig in einem freien Wilhelm-Busch-Zitat verkündete: „Ob Minus oder Plus – das sagt uns erst der Schluß!“, dann darf man davon ausgehen, daß das Stadtmuseum in enger Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein ein dickes Plus zugunsten der Brandenburger und ihrer Gäste machen wird.

## Warum mir ein Bild soviel bedeutet

J.-F. S. Lemarcou

Es dürfte sich um eines der unbekanntesten Porträts des großen Preußenkönigs handeln. Es war nicht einmal herauszubringen, wer da im Jahre 1889 dieses Konterfei auf die Leinwand bannte. Gut getroffen ist ER. Da besteht kein Zweifel. Das Bild hängt über meinem Schreibtisch in der Redaktion des Landboten. Warum es mich so sehr berührt? Weil der König grüßend seinen Dreispitz zieht. So hat ihn noch keiner dargestellt. Aber so war er. Dieses Bild scheint mir das preußischste von allen zu sein. Nicht einmal das, wo er vor Kolin mit dem gezückten Säbel seinen Soldaten voran avanciert. So war er auch, sicher. Aber das hier, das spricht Bände. Er, vor dessen Leistung und Haltung und Vorbild wir Preußen den Blick senken und den Hut ziehen müssen, er grüßt uns mit seinem Dreispitz in der Hand. Die schlichte Montur eines preußischen Obristen, das ergraute Haar notdürftig onduliert, der geteerte Zopf des Soldaten, die großen Hohenzollernaugen und die lange, gebogene Nase des deutschen Fürstengeschlechtes... es hat so gar nichts herkömmlich Majestätisches.



Friedrich der Große in einem Porträt von M. v. K. (?) 1889, Photo Bajun

Und doch! Ganz Majestät steht einer der größten Monarchen im Bilde, die in Europa je einen Thron besaßen, seine Haltung, aufrecht und offen. Auf die Erhabenheit, die seinem Lebenswerke zukäme, verzichtet dieser Mann. Er grüßt, er der erste Diener seines Staates. Er grüßt uns – seine Preußen und die anderen, die vor ihn treten. Herr Druckepennig sagte mir einmal, die Alten hätten sich die ganze elend lange Thora sparen können, wenn sie sich auf den einzigen und alles entscheidenden Satz des Propheten in

Micha 6.8 konzentriert hätten: „Es ist dir gesagt; Mensch, was gut ist und was der Herr von Dir fordert, nämlich: Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor Deinem Gott!“ Adäquat dazu überkommt es mich zu behaupten, Festmeter deutschen Waldes hätten geschont werden können, wenn man, anstatt dicke Folianten über den preußischen Geist zu schreiben, dieses Bild in die Bibliotheken gehangen hätte. Denn dieses Bild sagt alles.

## Wo bitte geht's zu Gott?

### fragte das kleine Ferkel

ein religionskritisches Kinderbuch von Herrn Dr. Michael Schmidt-Salomon und Herrn Helge Nyncke

mit besonderer Empfehlung des Preußischen Landboten

S. M. Druckepennig

„Mach du das!“, sagte der Kulturchef Bajun zu mir. „Du bist in der Redaktion der fromme Knecht des Herrn, also ist das deine ureigenste Angelegenheit.“ Na gut, dann wollen wir mal die Feder spitzen. Ein Ferkelchen und ein kleiner Igel begeben sich auf die Suche nach Gott. Sie stellen Fragen. Naheliegende Fragen. Sie klopfen die Religionsgeschichte auf ihre Substanz und ihre Aussagen ab und entmänteln die drei monotheistischen Religionen von all dem süßlichen Schmalz, den ihnen die Postmoderne mit ihrem übersteigerten Harmoniebedürfnis so gerne anpappt. Ja, der Herr hat eine Sintflut über das Volk kommen und alles, Schuldige wie Unschuldige, ersaufen lassen. Dafür, daß diese Wahrheit so kristallin herausgearbeitet wurde, hat sich das Buch den Haß des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zugezogen, das in der Aussage des Werkes jugendgefährdendes Material sah. Gott sei Dank – wir gestatten uns auf die süffisante Ironie dieses Ausrufes zu verweisen – lehnte die Zensurbehörde den unverschämten Antrag ab. Die Heile-Welt-Fanatiker wurden in ihre Schranken verwiesen.

Nach unserem Dafürhalten lehrt dieses Buch vor allem eines: Das Fragen und das Hinterfragen. Das in Frage stellen. Die wichtigste Eigenschaft eines heranwachsenden Demokraten überhaupt. Das wichtigste Organ, das der Herr oder welcher Gott auch immer – möglich wäre auch Gott Zufall – dem Nackten Affen, dem Ferkelchen und dem kleinen Igel mitgab, ist das eigene Hirn. Es ist zum kritischen Denken da. Die beiden nutzen es. Das ist das einzig gottgefällige Werk, welches zählt! AMEN!

Und – was überhaupt hat die literarischen Hexenjäger von heute das religiöse Empfinden anderer Menschen zu interessieren? „So spricht der Herr: die Rache ist mein!“ Wenn also dem in Zweifel gezogenen Gotte das Buch nicht gefällt, ist ER mit Sicherheit selbst Manns genug sein Veto kund zu tun. Dazu bedarf ER keiner hysterischen Eiferer, die ihren Kindern, so lange es geht, rosarote Brillen überzuzwängen und sie von den Realitäten dieser Welt fernzuhalten trachten. Wer also hat diese Leute zu Richtern gesetzt? Irgendein kluger Mensch hat mal sinngemäß verlauten lassen: „Ich kämpfe gegen die Ansichten meines Gegenübers! Aber mehr noch kämpfe ich dafür, daß er sie äußern kann!“ Das ist der Satz, den man den Gralshütern der Freiheit um die Ohren hauen soll, die unentwegt Toleranz für ihre Belange einfordern, sie aber nicht im mindesten auf den andersdenkenden Nachbarn zu applizieren gedenken. Es entbehrt nicht einer gewissen Delikatesse, daß der geistige Vater des Ferkelchens, Dr. Michael Schmidt-Salomon gleichzeitig Vorstandssprecher der Giordano Bruno Stiftung ist.

Der tapfere, blitzgescheite, hochgebildete und überaus progressive Professor und Mönch aus Nola, der mithin zu den hervorragendsten „Schutzheiligen“ des Preußischen Landboten zählt, ist im Jahre 1600 in Rom von ebensolchen elenden Menschen bei lebendigem Leibe verbrannt worden, wie sie jetzt Herrn Schmidt-Salomon, seinem Ferkelchen und dem kleinen Igel das Leben zur Hölle machen. Im Namen der Liebe damals, im Namen der Toleranz heute! Das hat nach unserer Kenntnis der Reb Joshua, genannt Jesus von Nazareth, nicht gepredigt, das hat Mohammed nicht gewollt, von einem solchen Verhalten hätte sich der große Jehuda Löw aus Prag angewidert abgewandt! Diese letztgenannten Vertreter ihrer Religionen stritten mit dem Herzen und dem Geist – nicht mit dem Schwert der Zensur! Das ist der Unterschied zu den beschriebenen falschen Fuffzigern, die unter Turban, Bischofsmütze und Peijes ihre Sicht der Dinge als die einzig wahre deklarieren. Wir können nicht erkennen, daß die redlichen Diener des Herren diffamiert wurden.

Und überhaupt - was heißt hier antisemitisch? Es ödet uns an, daß sich die Gegner des Buches nicht weitaus mehr argumentative Mühe geben, sondern auf Kosten der erschlagenen Juden mit der bequemsten aller Totschlagskeulen zu Felde ziehen! Reicht der Verstand nicht zu intelligenterem Austausch oder obsiegt hier profane Faulheit? Antisemitisch sein bedeutet sich wegzuducken, wenn die SS die Juden in die Vernichtungslager prügelt. Antisemitismus bedeutet sich an den deportierten Juden zu bereichern und sie dennoch haßvoll zu beschimpfen. Einem Rabbi legitime Fragen vorzulegen und von diesem, wie es sich für einen Rabbi gehört, wahrheitsgemäße Antworten zu erlangen, das hat mit Antisemitismus nichts zu tun – es sei denn in den wirren Köpfen übergeschnappter Ministerialbeamter. Staatsdiener – wir wagen die Behauptung – von denen nicht einer das Format des dänischen Wikingerkönigs Christian X. hat, der während die Gestapo Kopenhagen besetzt hielt und von den Dänen die Auslieferung der dänischen Juden verlangte, mit einer David-Stern-Armbinde durch seine Hauptstadt ritt. Der hatte Mumm in den Knochen und sein Volk mit ihm. Sich vermeintlich schützend vor die Juden zu stellen, wo's nichts kostet, das ist ein jämmerliches Schauspiel!

Nein, das Ferkelchen hat mit anatomischer Präzision den Kern der Religionen ermittelt. Die Jünger des Einen Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, egal ob sie sich nun auf Moses, den Rebben Joshua, genannt Jesus, oder den Propheten Mohammed berufen, haben alle eine einzige Grundforderung mitbekommen: die Liebe. Denn Gott ist die Liebe. Was aber nicht heißt, daß man ihn endlos mißbrauchen darf. Und genau das tun viele Anhänger dieser drei Religionen. Nota bene! Diese Bedrohung geht von den „Gläubigen“ aus, nicht so sehr von den Heiden und den Atheisten, den Fragenden und den Zweiflern, den Ferkeln und den Igel!

Es geht den allermeisten, die sich auf den Schlipps getreten fühlen, doch einen feuchten Kehrriech um Gott oder ihr eigenes religiöses Empfinden. Es geht um ihren Einfluß, ihr höchstpersönliches, höchst irdisches Machtstreben, das sie seit Jahrhunderten hinter der göttlichen Botschaft zu verstecken suchen. Oder es geht den Schwachen dieser Erde darum, den eigenen Halt in einer Welt, in der sie sich nicht zurechtfinden, um jeden Preis zu retten, sei dieser Halt auch auf noch so dünnem Eise gegründet. Und gerade die Schwachen zählen zu den gefährlichsten Zeitgenossen, die in all ihrer Hilflosigkeit blind ums sich dreschen, wenn sie ihr Weltbild bedroht sehen. Es sind diese Scheinheiligkeiten, die Gott in ein Haus, eine Kirche, eine Synagoge oder eine Moschee zwängen wollen. Sie nennen das Gebäude ein Haus Gottes – es ist aber in Wahrheit das Ihre, in dem nicht Gott sondern sie das Sagen haben. Nicht Gott spricht hier – Menschen maßen sich an das für IHN zu tun! Genau darüber verschaffen sich das Ferkelchen und der Igel Klarheit. Und das ist phantastisch. Das ist ein Paukenschlag in die richtige

Richtung. Sie stellen indirekt viele brutal aber durchaus korrekt beschriebene Ereignisse in den exakten religionshistorischen Kontext. Sie schmähen dabei weder Gott noch dessen liebende Kinder. Sie greifen die anderen an, die Heuchler, diejenigen, die aus purem Eigennutz das Wort Gottes im Maul führen und dabei Unglück über die Menschen bringen. Umberto Eco benannte einst Jorge von Burgos im „Namen der Rose“ als einen Prototypen dieser Geiferer. Ein anderer hieß Bernardo Gui. Und jetzt macht sich ein deutsches Bundesministerium, das selbstherrlich fortschrittliches Denken im Panier führt, zum Handlanger des Geistes mittelalterlicher Inquisition. Pfui Teufel!

Und selbst wenn Gott die Liebe ist, die Welt aber, die ER schuf, von Kampf und Not und Elend geprägt ist, Heimstatt der Vernichtung und der menschlichen Dummheit – wo ist der Widerspruch? Wer will Gott und seine Welt in eine Schüssel tun! Das Ferkel und den Igel haben wir bei solchem aberwitzigen Vorhaben nicht ertappt. Wohl aber diejenigen, die mit ihren Interpretationen genau diese Denkweise offenbaren.

Hans-Heino Ewers hält das Buch für „dümmliche Religionskritik“? Na klar, Herr Ewers, werden Sie noch genauer: Kinder sind dümmlich, nicht wahr, besonders dann, wenn sie auf Grund guter Bildung, zu der dieses Buch unzweifelhaft beiträgt, eines Tages möglicherweise auf eigene Faust versuchen gute Menschen zu werden. Am Ende noch ohne die Kirchensteuer verzehrende Gängelei einer ehemaligen Sekte, die sich mittlerweile zur Weltreligion mauserte und einen dementsprechenden Herrschaftsanspruch an die Menschheit richtet. Und davon befreit sich möglicherweise die nächste und übernächste Generation? Gott, man denke sich diese Apokalypse, Herr Ewers! Wie viele grandiose und endlose Bögen wertvollen Papiers besudelnde Gott-Interpreten werden da wohl plötzlich arbeitslos...

Herrn Ewers zu antworten widerstrebt uns. Das ist zu weit unten. Lassen wir das den großen Heym für uns tun, wenn er den Hans Leuchtenrager im „Ahasver“ zu einem traurigen Mucker, dem Holsteinischen Superintendenten Paulus von Eitzen, die legendären Worte sprechen läßt: „Die ganze Theologie, Paul, ist doch nur ein eitel Wortgeklaub!“ In Micha 6. 8. steht der Kernsatz geschrieben, um den sich Gottes Wort wirklich dreht: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert. Nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott!“ AMEN

Diesen Satz haben weder das Ferkelchen, noch der Igel, noch Herr Michael Schmidt-Salomon, noch Herr Nyncke, noch der Alibri-Verlag relativiert, in Zweifel gezogen oder gar angegriffen. Wenn sich das Ferkelchen mit unserem großen Preußenkönig Friedrich II. unterhalten hätte, dann hätte dieser wohl erzählt, wie eines Tages ein Berliner von ministerialen Hohlköpfen verdammt werden sollte, weil er Gott, den König und den hochmögenden Rat von Groß-Berlin geschmäht habe. Der König darauf: „Daß er Gott schmäht, beweist, daß er ihn nicht kennt; daß er mich schmäht – ach Gott – vergeben; daß er aber den herrlichen Rat von Berlin angreift, das duldet keine Nachsicht: Marsch, auf eine halbe Stunde nach Spandau!“ So muß man dieser Canaille antworten! So und nicht anders! Man muß sie verhöhnen ob ihrer gemeingefährlichen Dummheit, ihrer Ignoranz, ihres kritischen Weltverbesserertums. Eine Gemeinde, die ihren Pfarrer schassen wollte, weil er die Wiederauferstehung des Fleisches leugnete, beschied der König: „Der Pfarrer bleibt! Wenn er nicht dran glaubt, dann soll er halt am jüngsten Tage liegen bleiben!“ Also, Ferkelchen, bleib im Garten Deines Häuschens, in Deiner Wanne oder beim jüngsten Gerichte liegen! Genieße mit Deinem Igelfreund die Welt so wie sie ist. Mit dem alttestamentarischen Gott, oder dem Gott Baruch Spinozas oder gar keinem. Es ist ja so wurscht!

Und wenn es den Gott gibt, den Du nicht finden kannst, dann liebt ER Dich deswegen nicht ein Gran weniger. Denn Du bist ein gutes, ein kluges Ferkel, eine Zierde SEINER Welt! Und die Fragenden, die Denkenden, die Zweifelnden hat ER von jeher mehr geliebt als die Lauen, die Kriecher, die Nachbeter, die Sklaven, das ganze bigotte Gesindel, die nur eines im Sinne haben, IHN, den sie im Munde führen, zu hintergehen, zu betrügen und zu kränken wo immer sie nur können. Dem sie gar vorschreiben wollen, was ER ihnen zu sagen hat, damit sie auf Erden ihr Süppchen kochen können zu Lasten der Mitmenschen und der Kreatur. Du hast Deinen Teil zu Aufklärung beigetragen, Ferkelchen, zu einer Aufklärung die nach zweihundert Jahren in Deutschland noch immer nicht Fuß gefaßt zu haben scheint. Ich, Scholcher M. Druckepennig, flüstere dir in Deine Schweineöhrchen: "Daß ein Schwein den Juden und den Muselmännern als unrein gilt, ist ein historisch erklärbarer Irrtum, den das Judentum und der Halbmond bestimmt irgendwann korrigieren werden. Denn unter den Juden und den Anhängern des Propheten sind verdammt viele helle Köpfe, nicht nur solche Deppen, wie Du ihnen das Unglück hattest begegnen zu

müssen. Mehr als im Bundesfamilienministerium auf jeden Fall. Du hast Deine Reinheit unter Beweis gestellt. Du wurdest gewogen und gemessen und für sehr, sehr gut befunden!

PS: Ferkelchen und Igeltier, kommt ihr mal in den Wörlitzer Park, dann werdet Ihr dort eine Grotte finden, in der geschrieben steht: „Einsamkeit und Stille führen zu Gott, wie manches Ungemach zum Guten führt.“ Nu – da wißt ihr nun, wo es zu Gott geht. Aber Fragen und Suchen ist auch nicht verkehrt. Egal, wofür ihr Euch entscheidet, wir sind bei Euch! Ihr habt uns und sicher auch dem Gotte, den ihr suchtet, eine Riesenfreude gemacht. Maseltow und Schalom adonai maleche!

Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel  
 Michael Schmidt-Salomon und Helge Nyncke  
 Alibri-Verlag Aschaffenburg  
 1. Auflage 2007  
 ISBN 978-3-86569-030-2

## Inhalt

„Adressat unbekannt“ .....	3	Jüdisches Brandenburg .....	15
Brandenburger feiern ihren Propheten .....	3	Mariechen saß weinend im Garten .....	17
Der Bierkrieg.....	4	Mord im Schloß Charlottenburg .....	18
Der Katzenstern .....	5	Sommer vorm Balkon .....	18
Der Krieg des Charlie Wilson (Kino) .....	6	St. Petri Brandenburg/Havel .....	19
Der Tod des Teemeisters (Buch).....	7	Brandenburg an der Havel .....	20
Deutsches Haus wird Bürgerhaus.....	8	Taiko.....	21
Die Bestie im Turm.....	8	Totenkult und Jenseitsglaube im Mittelalter.....	22
Die Ewigkeit im Herz.....	9	Uraufführung einer Kleist-Oper am Brandenburger Theater .....	22
Die unernste Geschichte Brandenburgs.....	10	Uraufführung einer Kleistoper.....	23
Endstation Sehnsucht .....	11	Uraufführung einer Kleistoper im Brandenburger Theater .....	24
Entführung nach Rheinsberg .....	11	„Vom Trümmerberg bis Hohenstücken – .....	25
Federkeil-Ausstellung in der Kunsthalle Brennabor.....	12	Vogel & Vrei – Kabarett für Brandenburg.....	27
Habakuk Schmauch .....	13	Vortrag Dr. Kohnkes vor dem Historischen Verein Brandenburg (Havel) am 13.03.2008 .....	27
Hören und Sehen .....	13	Warum mir ein Bild soviel bedeutet .....	28
I Am Legend (Film) .....	14	Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel .....	28
Ich bin gelaunt, dich zu empfangen .....	15		